



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämmtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Abentheuer der Sylvester-Nacht.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](#)

am Ende auf Deinem Rittergut in Atlantis! — Wer ich Armer! — bald — ja in wenigen Minuten bin ich selbst aus diesem schönen Saal, der noch lange kein Rittergut in Atlantis ist, verlegt in mein Dachstübchen, und die Arnseligkeiten des bedürftigen Lebens nehmen meinen Sinn, und mein Blick ist von tausend Weinen wie von dicke Nebel umhüllt, daß ich wohl nie mehr die Lüfte schauen werde!" — Da klopfte mir der Leichvorleser Lindhorst leise auf die Achsel und sprach: „Still, still, Verehrter! klagen Sie nicht so! — Was Sie nicht so eben selbst in Atlantis, und haben Sie nem nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als poetisches Besitzthum Ihres innern Sinns? — Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas Anderes als das Leben in der Poetie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimniß der Natur offenbart?"

Ende des Märchens.

III.

Die Abentheuer der Sylvestr-Nacht.

Vorwort des Herausgebers.

Der reizende Enthusiasmus, aus dessen Togetheu abermals ein Gallothesianus unzertrennlich wird, temmt ebenfalls sein inneres Leben so wenig wie jemals, daß man beider Gründen kaum zu unterscheiden vermag. Aber was soll Du, gütiger Leser! diese Gründen nicht deutlich wohlbekommen, leicht in Gedanken Dich vorleben, und unverzerrt verloben? Du Dich in jenen hunderten Zauberreichen, denen heilste Erholungen recht in Dein dunkles Leben mit Dir auf Du und Du umgehen wollen, wie alte Freunde! Das Du wie viele aufzuhören, ja daß Du, ihrem wunderbarlichen Treiben hingegeben, nunmehr kleinen Fieversbaue, den sie, stärker Dich fallend, Deinen Schämen, willig ertragen mögen, darum bitte ich, gütiger Leser! daß Du mir dies nicht für den reizenden Enthusiasmus thun, den mir einmal überaus, und so auch am Sylvester-Avend in Berlin, so viel Schaus und Lobes begegnet ist:

1. Die Geliebte.

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innersten, aus dem Herzen heraus stach es wie spitzigen Eiszapfen in die gluthdurchströmten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel vergessend, binn in die finstre sturmische Nacht! — Die Thurmblätter knarrten, es war, als röhre die Zeit hörbar ihr ewiges furchtbare Räderwerk, und gleich werde das alte Jahr wie ein schweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunklen Abgrund. — Du weißt es ja, daß diese Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Euch Allen in solch heller herrlicher Freudigkeit aufzeigt, mich immer aus friedlicher Klaue hinauswirft auf ein wogendes tosendes Meer. Weihnachten! das sind Festtage, die mir in freundlichem Sommer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten — ich bin besser, kindlicher als das ganze Jahr über, keinen finstern, gehässigen Gedanken näher die der wahren Himmelsfreude geöffnete Brust; ich bin wieder ein vor Lust jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schnitzwerk in den lichten Christbuden lachen mich holde Engelgesichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Fern kommend, heilige Orgelklänge: „Denn es ist uns ein Kind geboren!“ — Aber nach dem Feste ist Alles verholt, erschöpft der Schimmer im trüben Dunkel.immer mehr und mehr Blüthen

fallen jedes Jahr verweltet herab, ihr Keim erlosch auf ewig, keine Frühlingsonne entzündet neues Leben in den verdrohten Resten. Das weiß ich recht gut, aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr sich zu Ende neigt, mit hämischer Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe,“ lispet's mir in die Ohren, „wie viel Freuden schieden in diesem Jahr von Dir, die nie wiederkehren, aber dafür bist Du auch klüger geworden und hältst überhaupt nicht mehr viel auf schwere Lustigkeit, sondern wirst immer mehr ein ernster Mann — ganzlich ohne Freude.“ Für den Sylvester-Abend spart mir der Teufel jedesmal ein ganz besonderes Gestück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar böhnend, mit der scharfen Kralle in die Brust hineinzufahren und weide sich an dem Herzblut, das ihr entsquillt. Hülfse findet er überall, so wie gestern der Justizrath ihm wacker zur Hand ging. Bei dem (dem Justizrath, meine ich) giebt es am Sylvester-Abend immer große Gesellschaft, um dann will er, zum lieben Neujahr, jedem eine besondere Freude bereiten, wobei er sich so ungeschickt und tapptisch anstellt, daß alles Lustige, was er mühsam erfunden, untergeht in komischen Jammer. — Als ich in's Vorzimmer trat, kam mir der Justizrath schnell entgegen, meinen Eingang in's Heiligtum, aus dem Thee und seines Räucherwerk herausdampfte, hindernd. Er sah überaus wohlgefällig und schlau aus, er lächelte mich ganz seltsam an, sprechend: „Freundchen, Freundchen, etwas Kostliches wartet Ihrer im Zimmer — eine Überraschung sonder gleichen am lieben Sylvester-Abend — erschrecken Sie nur nicht!“ — Das fiel mir auf's Herz, düster Ahnungen stiegen auf und es war mir ganz bekommene und ängstlich zu Muthe. Die Thüren wurden geöffnet, rasch schritt ich vorwärts, ich trat hinein, aus der Mitte der Damen auf dem Sofe strahlte mir ihre Gestalt entgegen. Sie war es — Sie selbst, die ich seit Jahren nicht gesehen; die seligsten Momente des Lebens blieben in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Innern — kein tödlicher Verlust mehr — vernichtet der Gedanke des Scheidens! — Durch welchen wunderbaren Zufall sie heregekommen, welches Ereigniß sie in die Gesellschaft des Justizraths, von dem ich gar nicht wußte, daß er sie jemals gekannt, gebracht, an das Alles dacht' ich nicht — ich hatte sie wieder! — Neugunglos, wie von einem Zauberenschlag plötzlich getroffen, mag ich da gestanden haben; der Justizrath stieß mich leise an: „Nun, Freundchen — Freundchen?“ Mechanisch trat ich weiter, aber nur sie sah ich, und der gepreßten Brust entflohen mühsam die Worte: „Mein Gott — mein Gott, Julie hier?“ Ich stand dicht am Theetisch, da erst wurde mich Julie gewahr. Sie stand auf und sprach in beinahe fremdem Ton: „Es freut mich recht sehr, Sie hier zu sehen — Sie sehen recht wohl aus!“ — und damit setzte sie sich wieder und fragte die neben ihr sitzende Dame: „Haben wir künftige Woche interessantes Theater zu erwarten?“ — Du nahest Dich der herrlichen Blume, die in süßen heimischen Düften Dir entgegenleuchtet, aber so wie Du Dich beugst, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu schauen, schießt aus den schimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Basilisk und will Dich tödten mit feindlichen Blicken! — Das war mir jetzt gefügt! — Tapptisch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Sifflaten auch noch das Überne hinzugefügt werde, warf ich, schnell zurücktretend, dem Justizrath, der dicht hinter mir stand, die dampfende Tasse Thee aus der Hand in das geröst gefallene Tafel. Man lachte über des Justizraths Unstern und wohl noch mehr über meine Tölpelhaftigkeit. So war Alles zu gehöriger Vollheit vorbereitet, aber ich ermannte mich in resignirter Verzweiflung,

Julie botte nicht gelacht, meine irren Blicke trafen sie, und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poesie zu mir herüber. Da singt einer an im Nebenzimmer auf dem Flügel zu fantasiren, das brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es hieß, Jener sei ein fremder großer Virtuose, Namens Berger, der ganz göttlich spielt und dem man aufmerksam zuhören müsse. „Klapptre nicht so gräßlich mit den Theelöffeln, Menschen!“ rief der Justizrat und lud, mit sanft gebogener Hand nach der Thür zeigend und einem siulen: „Eh bien!“ die Damen ein, den Virtuosen näher zu treten. Auch Julie war aufgestanden und schritt langsam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Gestalt hat etwas Fremdartiges angenommen, sie schien mir größer, herausgeformter in fast läppiger Schönheit, als sonst. Der besondere Schnitt ihres weichen, fastenreichen Kleides, Brust, Schultern und Rücken nur halb verbüllend, mit weiten bauchigen, bis an die Elbbogen reichenden Armmeln, das vorn an der Stirn gescheiterte, hinten in vielen Flechten sonderbar herausgehobene Haar gab ihr etwas Alterthümliches, sie war keines anzusehen, wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris — und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Wesen gesehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handschuhe herabgezogen, und selbst die künstlichen um die Handgelenke gewundenen Armgebände fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen. Julie wandte sich, ehe sie in das Nebenzimmer trat, nach mir herum, und es war mir, als sey das engelschöne, jugendlich anmutige Gesicht verzerrt zum höhnenden Spott; etwas Entsetzliches, Grauenvolles regte sich in mir, wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf. „Der spielt bimmisch!“ lieperte eine durch süßen Thee begeisterte Demoiselle, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing, und ich sie, oder vielmehr sie mich in das Nebenzimmer führte. Berger ließ gerade den wildesten Orkan daher brausen, wie donnernde Meereswellen stiegen und sanken die mächtigen Akkorde, das thut mir wohl! — Da stand Julie neben mir und sprach mit süßerer, lieblicherer Stimme, als je: „Ich wollte. Du sündest am Flügel und sangest milder von vergangener Lust und Hoffnung!“ — Der Feind war von mir gewichen und in dem einzigen Raum, Julie! wollte ich alle Himmelsgeföhl aussprechen, die in mich gekommen. — Andere dazwischen tretende Personen hatten sie aber von mir entfernt. — Sie vermid mich nun sichtlich, aber es gelang mir bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr ihren Hauch einzuzutragen, und mir ging in tausend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. — Berger hatte den Dikan ausbraufen lassen, der Himmel war hell worden, wie kleine goldne Morgenwölkchen zogen leibliche Melodien dahin und verschwanden im Pianissimo. Dem Virtuosen wurde reichlich verdienter Beifall zu Theil, die Gesellschaft wogte durcheinander, und so kam es, daß ich unversehends dicht vor Julie stand. Der Geist wurde mächtiger in mir, ich wollte sie festhalten, sie umfassen im wahninigen Schmerz der Liebe, aber das verfluchte Gesicht eines geschäftigen Bedienten drängte sich zwischen uns hinein, der einen großen Präsentirteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?“ — In der Mitte der mit dampfendem Punsch gefüllten Gläser stand ein zierlich geschiffenes Pokal, voll desselben Getränkens, wie es schien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläser kam, weiß ja er am besten, den ich allmählig kennen lerne; er macht, wie der Clemens im Octavian darüber schreitend, mit einem Fuß einen angenehmen Schnörkel und sieht ungemein rothe Mäntelchen und rothe Federn. Diesen

fein geschiffenen und felsam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, sprechend: „Künftig Du denn noch so gern, wie sonst, das Glas aus meine Hand?“ — „Julia — Julia!“ riefte ich auf. Der Pokal erfassend berührte ich ihre zarten Finger, elektrische Feuerstrahlen blitzten durch alle Pulse und dann — ich trank und trank — es war mir, als kauften und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe. Geleert war der Pokal, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Ababsatzkappe erleuchteten Kabine: auf der Ottomare saß — Julie — Julie neben mir, kindlich und fromm mich ansah, wie sonst. Berger war auf's Neue am Flügel, er suchte das Andante aus Mozarts sublimer Esdur-Symphonie, und auf den Schwanenfittigen des Gesanges regte und erhob sich alle Liebe und Lust meines höchsten Sonnenbens. — Ja es war Julie — Julie selbst, engelhaft und mild — unser Gespräch, schmücktige Lebewohl, mehr Blick als Wort, ihre Hand ruhte in der meinen. — „Nun losse ich Dich nimmer, Deine Liebe ist die Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunst und Poësie entzündend — ohne Dich — ohne Deine Liebe Alles tot und starr — aber bist Du denn nicht auch kommen, damit Du mein bleibst immerdar?“ — In dem Augenblick schwankte eine tölpische, spinnenbeinige Figur mit herausstehenden Froschaugen herein und rief, recht widrig kreischend und lärmisch lachend: „Wer der Taufend ist denn meine Frau geblieben?“ Julie fuhr auf und sprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Gesellschaft gehen? mein Mann sucht mich.“ — So waren wieder recht amüsant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals, menagires Sie sich nur im Zicken“ — und der spinnenbeinige Kleinknecht griff nach ihrer Hand; sie folgte ihm lachend in den Saal. — „Auf ewig verloren!“ schrie ich auf. — „Ja gewiß, Göttlie, Liebster!“ meckerte eine L'homber spielende Bestie. Hinaus — hinaus rannte ich in die stürmische Nacht. —

2.

Die Gesellschaft im Keller.

Unter den Linden auf und ab zu wandeln mag sich ganz angenehm seyn, nur nicht in der Sylvester-Nacht bei tüchtigem Frost und Schneegestöber. Das fütte ich Baarköpfiger und Unbemerkter doch zulezt, als durch die Kieberglocke Eiszchauer führen. Fort ging es über die Opernbrücke, bei dem Schlosse vorbei — ich bog ein, lief über die Schleusenbrücke bei der Münze vorüber. — Ich war in der Jägerstraße dicht am Schiermannschen Laden. Da brannten freundliche Lichter in den Zimmern; schon wollte ich hinein, weil zu sehr mich fror und ich nach einem tüchtigen Schluck starken Getränkes durstete; eben stromte eine Gesellschaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie sprachen von prächtigen Aufstern und dem guten Gilfer-Wein. „Recht hatte Jener doch!“ rief Jener von ihnen, wie ich beim Paternenschein bemerkte, ein stattlicher Usolanenoffizier, „der voriges Jahr in Mainz auf die verfluchten Kerle schimpfte, welche anno 1794 durchaus nicht mit dem Gilfer heraustritten wollten.“ — Alle lachten aus voller Kehle. Unwillkürlich war ich einige Schritte weiter gekommen, ich blieb vor einem Keller stehen, aus dem ein einsames Licht heraustrat. Fühlte sich der Shakspearische Heinrich nicht einmal so ermatet und demuthig, daß ihm die arme Creatur Dünmbier in den Sinn kam? In der That, mit geschicktem Gleiche, meine Jungs leckte nach einer Flasche gutt

„Was kostet?“ kam mir der Wirth, freundlich die Kugel rückwärts entgegen. Ich forderte eine Flasche guten englischen Biers nebst einer tüchtigen Pfeife guten Zedels, und befand mich bald in solch einem sublimen Quadrat, vor dem selbst der Teufel Respekt hatte und von mir obließ. — „Du bist zufrieden!“ hättest Du mich sagen können, wie ich aus Deinem hellen Bierzimmer heraustritt, mit recht folger verächtlicher Miene von mir gewendet und gemurmelt: „Ist es denn ein Wunder, daß ein solcher Mensch die zierlichsten Tabaks nimmt?“ —

Ich mochte ohne Hut und Mantel den Leuten etwas unverkennbar vorkommen. Dem Manne schwante eine Fuge auf den Lippen, da pochte es an's Fenster und eine Stimme rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!“ Der Wirth lief hinaus und trat bald wieder herein, zwei brennende Licher hoch in den Händen trage, ihm folgte ein sehr langer, schlanker Mann. In der niedrigen Thür vergaß er sich zu bücken und stieß sich den Kopf darz; eine bartartige schwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beschädigung. Er drückte sich auf ganz eigne Weise der Wand entlang und segnete mir gegenüber, indem die Licher auf den Tisch gefüllt wurden. Man hätte beinahe von ihm sagen können, daß er vornehm und unzufrieden aussähe. Er forderte verdrießlich Bier und Pfeife, und ereigte mit weniger Jagen einen solchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke schwammen. Uebrigens hatte sein Gesicht so etwas Charakteristisches und Anziehendes, daß ich ihn trotz seines finstern Wesens förmlich liebgewann. Die schweren reichen Haare trug er geschleift und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken herabhängend, so daß er den Bildern von Rubens glich. Als er den großen Mantelkragen abgeworfen, sah ich, daß er in einer schweren Kurtka mit vielen Schmuren gekleidet war, sehr viel aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pantoffeln gezogen hatte. Ich wurde das genahr, als er die Pfeife auslöste, die er in fünf Minuten ausgeraucht. Unser Gespräch wollte nicht recht von Statzen geben, der Fremde schien sehr mit allerlei seltenen Pflanzen beschäftigt, die er aus einer Kapitel genommen hatte und wohligfällig betrachtete. Ich bezeugte ihm meine Bewunderung über die schönen Gewächse und fragte, da sie ganz frisch gepflückt zu seyn schienen, ob er vielleicht im botanischen Garten oder bei Bouvier gewesen. Er lächelte ziemlich seltsam und antwortete: „Botanik scheint nicht eben Ihr Fach zu seyn, sonst hätten Sie nicht so!“ Er stochte, ich lieppte kleinkaut: „albern“ — „gefragt“ setzte er treuerzig hinzu: „Sie würden“ fuhr er fort, „auf den ersten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und zwar, wie sie auf dem Schimboraßo wachsen.“ Die letzten Worte sagte der Fremde leise vor sich hin, und Du kannst denken, daß mir dabei ganz wunderlich zu Muthe wurde. Jede Frage erstarb mir auf den Lippen; aber immer mehr regte sich eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe ich den Fremden nicht sowohl oft gesehen, als oft gedaht. Da pochte es auf's Neue an's Fenster, der Wirth öffnete die Thür und eine Stimme rief: „Sobald so gut Guern Spiegel zu verbhängen.“ — „Aha!“ sagte der Wirth, „da kommt noch recht spät der General Suvarow.“ Der Wirth verhing den Spiegel, und nun sprang mit einer läppischen Geschwindigkeit, schwerfällig hurtig, mocht ich sagen, ein kleiner dicker Mann herein, in einem Mantel von ganz seltsam braunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüppte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigne Weise um den Körper wehte, so daß es im Schein

der Licher beinahe anzusehen war, als führen viele Gestalten aus und in einander, wie bei den Enslerschen Fantasmagorien. Dabei rief er die in den weiten Aerzeln versteckten Hände und rief: „Kalt! — kalt — o wie kalt! In Italien ist es anders, anders!“ Endlich setzte er sich zwischen mir und dem Großen, sprechend: „Das ist ein entsetzlicher Dampf — Tabak gegen Tabak — hält' ich nur eine Pfeife.“ — Ich trug die spiegelblank geschliffene Stahlrose in der Tasche, die Du mir einst schenktest, die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak anbieten. Raum erblickte er die, als er mit beiden Händen darauf zuführte und, sie wegstoßend, rief: „Weg — weg mit dem abgeschlagenen Spiegel!“ Seine Stimme hatte etwas Entsetzliches, und als ich ihn verwundert ansah, war er ein Anderer worden. Mit einem gemütlichen jugendlichen Gesicht sprang der Kleine herein, aber nun starre mich das todblaue, welke, eingefürchte Antlitz eines Greises mit hohen Augen an. Voll Entsetzen rückte ich hin zum Großen. „Ums Himmels willen schauen Sie doch!“ wollte ich rufen, aber der Große nahm an Allem keinen Antheil, sondern war ganz vertieft in seine Schimboraßopflanzen, und in dem Augenblick forderte der Kleine: „Wein des Nordens,“ wie er sich preziös ausdrückte. Nach und nach wurde das Gespräch lebendiger. Der Kleine war mir zwar sehr unheimlich, aber der Große wußte über geringfügig scheinende Dinge recht viel Tiefe und Ergötzliches zu sagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpfen schien, manchmal auch wohl ein ungehöriges Wort eimischte, das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab und so milderte er, mit seinem Janern sich immer mehr befriedend, den übeln Eindruck des Kleinen. Dieser schien wie von lauter Springfedern getrieben, denn er rückte auf dem Stuhle hin und her, geitiulirte viel mit den Händen, und wohl rieselte mir ein Eisstrom durch die Haare über den Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei verschiedenen Gesichtern herausnah. Vorzüglich blickte er oft den Großen, dessen bequeme Ruhe sonderbar gegen das Kleine Beweglichkeit abstach, mit dem alten Gesicht an, wiewohl nicht so entsetzlich, als zuvor mich. — In dem Maskenspiel des irdischen Lebens sieht oft der innere Geist mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das Verwandte erkennen, und so mag es geschehen seyn, daß wir drei absonderliche Menschen im Keller uns auch so angeschaut und erkannt hatten. Unser Gespräch fiel in jenen Humor, der nur aus dem tief bis auf den Tod verlegten Gemüthe kommt. „Das hat auch seinen Haken,“ sagte der Große. „Ach Gott,“ fiel ich ein, „wie viel Haken hat der Teufel überall für uns eingeschlagen, in Zimmerbändern, Lauben, Rothenbeck, woran vorbestreifend wir etwas von unserm theuern Selbst hängen lassen. Es scheint, Berehrte! als ob uns Alles auf diese Weise schon etwas abhanden gekommen, wiewohl mir diese Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlt. Beides hängt an einem Haken in des Justizgraths Bierzimmer, wie Sie wissen!“ Der Kleine und der Große fuhren sichtlich auf, als trafe sie unversehens ein Schlag. Der Kleine schaute mich recht häßlich mit seinem alten Gesichte an, sprang aber gleich auf einen Stuhl und zog das Tuch fester über den Spiegel, während der Große sorgfältig die Licher putzte. Das Gespräch lebte mühsam wieder auf, man erwähnte eines jungen wackern Mäters, Namens Wittip, und des Bildes einer Prinzessin, das er mit dem Geist der Liebe und dem frommen Sehnen nach dem Hochsten, wie der Herrin tiefer heiliger Sinn es ihm entzündet, vollendet hatte. „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Portrait, sondern ein Bild,“ meinte der Große. „Es ist so ganz wahr,“ sprach ich, „man möchte sagen, wie aus

dem Spiegel gestohlen.“ Da sprang der Kleine wild auf, mit dem alten Gesicht und funkelnden Augen nach unklarend schrie er: „Das ist albern, das ist toll, wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu stehlen? — wer vermag das? mein Du, vielleicht der Teufel? — Hoho, Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpischen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern ist das, Hoho! — zeig mir das Spiegelbild, das gestohlene Spiegelbild, und ich mache Dir den Meistersprung von tausend Pfaster hinab, Du betrübter Wurfe!“ — Der Große erhob sich, schritt auf den Kleinen los und sprach: „Mache Er sich nicht so unruh, mein Freund! sonst wird Er die Treppe hinausgeworfen, es mag wohl miserabel aussiehen mit Seinem eignen Spiegelbild.“ „Ha ha ha ha!“ lachte und kreischte der Kleine in tollen Lohn, „ha ha ha — mein Du? mein Du? hab' ich doch meinen schönen Schlagschatten, o Du jämmerlicher Gefelle, hab' ich doch meinen Schlagschatten!“ — Und damit sprang er fort, noch draußen hörten wir ihn recht hämisch meckern und lachen: „hab' ich doch meinen Schlagschatten!“ Der Große war, wie vernichtet, totbenkt, in den Stuhl zurückgesunken, er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und aus den tiefsten Brust athmete schwer ein Seufzer auf. „Was ist Ihnen?“ fragte ich theilnehmend. „O mein Herr!“ erwiderte der Große, „jener böse Mensch, der uns so feindselig erschien, der mich bis bisher, bis in meine Normalneige verfolgte, wo ich sonst einfam blieb, da höchstens nur etwa ein Erdgeist unter dem Fisch aufdrückt und Brodkrümmchen naschte — jener böse Mensch hat mich zurückgeführt in mein tiefstes Elend. Ach — verloren, umlederbringlich verloren habe ich meinen — Leben Sie wohl!“ — Er stand auf und schritt mitten durch die Stube zur Thür hinaus. Alles blieb hell um ihn — er warf keinen Schlagschatten. Voll Entzücken rannte ich nach — „Peter Schlemihl — Peter Schlemihl!“ rief ich freudig, aber der hatte die Pantofeln weggeworfen. Ich sah, wie er über den Gendarmesturm hinwegschritt und in der Nacht verschwand.

Als ich in den Keller zurückwollte, warf mir der Wirth die Thür vor der Nase zu, sprechend: „Vor solchen Gästen bewahre mich der liebe Herr Gott!“ —

3.

Erscheinungen.

Herr Mathieu ist mein guter Freund, und sein Thürsteber ein wachsamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im goldenen Adler die Haussklingel zog. Ich erklärte, wie ich mich aus einer Gesellschaft fortgeschlichen ohne Hut und Mantel, in leichten Flecken aber mein Hausschlüssel, und die taube Aufwärterin herauszupöden, sey unmöglich. Der freundliche Mann (den Thürsteber mein' ich) öffnete ein Zimmer, stellte die Lichter hin und wünschte mir eine gute Nacht. Der schöne breite Spiegel war verbängt, ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, das Buch heranzuziehen und beide Lichter auf den Spiegelstiel zu sehen. Ich fand mich, da ich in den Spiegel schaute, so blaß und entstellt, daß ich mich kaum selbst wieder erkannte. — Es war mir, als schwabe aus des Spiegels tiefstem Hintergrunde eine dunkle Gestalt hervor; so wie ich fester und fester Blick und Sinn da-

Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamisso und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Nürnberg bei F. L. Schrag. 1814.

rauf richtete, entwickelten sich in seltsam magischen Schimmer deutlicher die Züge eines holden Frauengesichts — ich erkannte Julia. Von indrimfigier Liebe und Sehnsucht besangen, seufzte ich laut auf: „Julia! Julia!“ Da schobte und schätzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerster Ecke. Ich horchte auf, immer angstlicher wurde das Stöhnen. Julias Bild war verschwunden, entschlossen ergriß ich ein Bild, riß die Gardinen des Bettes rasch auf und schaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beschreiben, das mich durchsetzte, als ich den Kleinen erblickte, der mir dem jugendlichen, wiewohl schmerlich vergozten Gesicht da lag und im Schlaf recht aus tiefster Brust aufseufzte: „Giulietta — Giulietta!“ — Der Name fiel zündend in mein Inneres — das Grauen war von mir gewichen, ich fasste und rüttelte den Kleinen recht derb, rufend: „He — guter Freund, wie kommen Sie in mein Zimmer, erwachsen Sie und scheren Sie sich gefälligst zum Teufel!“ — Der Kleine schlug die Augen auf und blickte mich mit dunklen Blicken an: „Das war ein böser Traum,“ sprach er, „Dank sei Ihnen, daß Sie mich weckten.“ Die Worte klangen nur wie leise Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erschien, ja daß der Schmerz, den er ergriffen, in mein eignes Innres drang und all mein Zorn in dieser Wehmuth verging. Weniger Weine bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Thürsteber mir aus Versetzen dasselbe Zimmer aufgeschlossen, welches der Kleine schon eingenommen hatte, daß ich es alle der, unziemlich eingedrungen, den Kleinen auf dem Schlafe aufstellte.

„Mein Herr,“ sprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wohl recht toll und ausgelassen vorgekommen seyn, schließen Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht läugnen kann, zuweilen ein toller Spatz hält, der mich aus allen Kreisen des Sittigen und Gehörigen hinaustreibt. Sollte Ihnen denn nicht zweimal Gleisches widerfahren?“ — „Ach Gott ja,“ erwiderte ichleinmuthig, „nur noch heute Abend, als ich Julia wiedersah.“ — „Julia?“ krächzte der Kleine mit wideriger Stimme und es zuckte über sein Gesicht hin, daß wieder plötzlich alt wurde, „O lassen Sie mich ruhen — verbängen Sie doch gütigst den Spiegel, Bester!“ — dies sagte er ganz matt aufs Kissen zurückgedrückt. „Mein Herr,“ sprach ich, „der Name meiner auf ewig verlorenen Lieb scheint seltsame Erinnerungen in Ihnen zu wecken, auch variieren Sie merklich mit Ihren angenehmen Gesichtszügen. Doch hoffe ich mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weshalb ich gleich den Spiegel verbängt und mich ins Bett gegeben will.“ Der Kleine richtete sich auf, sah mich mit überaus milden, gutmuthigen Blicken seines Kindlings-Gesichts an, stützte meine Hand und sprach, sie leise drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr, ich merke, daß wir Unglücksgefährtin sind. — Sollten Sie auch? — Julia — Giulietta — Nun dem sei, wie ihm wolle, Sie üben eine unüberstehbare Gewalt über mich aus — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefstes Geheimniß entdecken — dann hassen, dann verachten Sie mich.“ Mit diesen Worten stand der Kleine langsam auf, hüllte sich in einen weißen weiten Schafrock und schlich leise und recht gespensterartig nach dem Spiegel, vor den er sich hinsetzte. Ach! — rein und klar warf der Spiegel die beiden Brüder, die Gegenstände im Zimmer, mich selbst zurück, die Gestalt des Kleinen war nicht zu sehen im Spiegel, kein Strahl reflektierte sein dicht herangebringes Gesicht. Er wandte sich zu mir, die tiefste Verzweiung in den Mienen, er drückte meine Hände: „Sie kennen nun mein grenzenloses Elend,“ sprach er, „Schlemihl, die reine gute Seele, ist beneidenswerth gegen mich.“

seum. Leichtfertig verkaufte er seinen Schlagschatten, aber ich! — ich gab mein Spiegelbild ihr — ihr! — oh — oh — oh! — So tief aufstöhrend, die Hände vor die Augen gedrückt, wankte der Kleine nach dem Bett, in das er sich schnell warf. Erstarrt blieb ich stehen. Argwohn, Verachtung, Grauen, Theilnahme, Mitleid, ich weiß selbst nicht, was sich alles für und wider den Kleinen in meiner Brust regte. Der Kleine fing irgend bald an, so anmutig und melodisch zu schnarchen, daß ich der narotischen Kraft dieser Töne nicht widerstehen konnte. Schnell verhing ich den Spiegel, löschte die Lichter aus, warf mich, so wie der Kleine, ins Bett und fiel bald in tiefen Schlaf. Es mochte wohl schon Morgen sein, als ein blendender Schimmer mich weckte. Ich schlug die Augen auf und erblickte den Kleinen, der im weißen Schlafröcke, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Rücken mit zugewendet, am Tische saß und bei beiden angeständigen Lichtern emsig schrieb. Er saß recht aufrecht, mir wandte ein Grauen an; der Traum erfuhr mich plötzlich und trug mich wieder zum Justizrat, wo ich neben Julian auf der Ottomane saß. Doch bald war es mir, als sey die ganze Gesellschaft eine kostbare Weihnachtsausstellung bei Fuchs, Weide, Eich oder sonst, der Justizrat eine zierliche Figur von Dragant mit postpapiernem Zabot. Höher und höher wurden die Bäume und Rosenbüsche. Julie stand auf und reichte mir den kristallinen Pokal, aus dem blaue Flammen empor leckten. Da zog es mich am Arm, der Kleine stand hinter mir mit dem alten Gesicht und lispelte: „Trink nicht, trink nicht — sich sie doch recht an! — Hast Du sie nicht schon gesehen auf den Werktagsfesten von Breughel, von Gallot und von Rembrandt?“ — Mir schauerte vor Julie, denn freilich war sie in ihrem faltenreichen Gewande mit den haushohen Armeln, in ihrem Haarschmuck so anzusehen, wie sie von höllischen Unthieren umgebenen lockenden Jungfrauen auf den Bildern jener Meister. „Warum fürchtst Du Dich denn?“ sprach Julie, „ich habe Dich und Den Spiegelbild doch ganz und gar.“ Ich ergriff den Pokal, aber der Kleine hüpfte wie ein Eichhörnchen auf meine Schultern und wehte mit dem Schweife in die Flammen, widrig quietschend: „Trink nicht — trink nicht!“ Doch nun wurden alle Zuckerfiguren der Ausstellung lebendig und bewegten komisch die Händchen und Füßchen, der dragantne Justizrat trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: „Warum der ganze Rumor, mein Befehl? warum der ganze Rumor? Stellen Sie sich doch nur auf Ihre lieben Füße, denn schon lange bemerkte ich, daß Sie in den Lüften über Stühle und Tische weggeschreiten.“ Der Kleine war verschwunden, Julie hatte nicht mehr den Pokal in die Hand. „Warum wolltest Du denn nicht trinken?“ sprach sie, „war denn die reine herrliche Flamme, die Dir aus dem Pokal entgegenstrahlte, nicht der Kuss, wie Du ihn einst von mir empfingst?“ Ich wollte sie an mich drücken, Schlemiibl trat aber dazwischen, sprechend: „Das ist Mina, die den Raskal geirathet.“ Er hatte einige Zuckerfiguren getreten, die ätzten sehr. — Über hundert vermehrten diese sich zu Hunderten und Tausenden, und trippelten um mich her und an mir heraus im bunten hässlichen Gewimmel und umsummten mich wie ein Bienenstaar. — Der dragantne Justizrat hatte sich bis zur Halsbinde heraufgeschwungen, die zog er immer fester und fester an. „Verdammter draganter Justizrat!“ schrie ich laut und fuhr auf aus dem Schlafe. Es war heller lichter Tag, schon elf Uhr Mittags. „Das ganze Ding mit dem Kleinen war auch wohl nur ein lebhafter Traum,“ dachte ich eben, als der mit dem Frühstück eintretende Kellner mir sagte, daß der fremde Herr der mit mir in einem Zimmer geschlafen, am frühen

Morgen abgereiset sei und sich mir sehr empfehlen lasse. Auf dem Tische, an dem Nachts der spukhafte Kleine saß, fand ich ein frischbeschriebenes Blatt, dessen Inhalt ich Dir mittheile, da es unbestreitbar des Kleinen wundersame Geschichte ist.

4.

Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde.

Endlich war es doch so weit gekommen, daß Grasmus Spikher den Wunsch, den er sein Leben lang im Herzen gehärtet, erfüllen konnte. Mit frohem Herzen und wohlgefülltem Beutel setzte er sich in den Wagen, um die nördliche Heimat zu verlassen und nach dem schönen warmen Westland zu reisen. Die liebe fromme Hausfrau vergoss tausend Tränen, sie hob den kleinen Rasmus, nachdem sie ihm Nase und Mund sorgfältig abspülte, in den Wagen hinein, damit der Vater zum Abschiede ihn noch sehr küssse. „Lebe wohl, mein lieber Grasmus Spikher,“ sprach die Frau schluchzend, „das Haus will ich Dir gut bewahren, denke kein fleißig an mich, bleibe mir treu und verlier nicht die schöne Heim-müze, wenn Du, wie Du wohl pflegst, schlafend zum Wagen herauskrieff.“ — Spikher versprach das.

In dem schönen Florenz fand Grasmus einige Landsleute, die voll Lebenslust und jugendlichen Muthe in den üppigen Genüssen, wie sie das herrliche Land reichlich darbot, schwelgten. Er bewies sich ihnen als ein wackerer Kumpf und es wurden allerlei ergötzliche Gelage veranstaltet, denen Spikkers besonders muntrer Geist und das Talent, dem tollen Ausgelassenen das Sinnig beizufügen, einen eignen Schwung gaben. So kam es denn, daß die jungen Leute (Grasmus, erst sieben und zwanzig Jahr alt, war wohl dazu zu rechnen) einmal zur Nachtzeit in eines herrlichen duftenden Gartens erleuchtetem Boskett ein gar fröhliches Fest begingen. Jeder, nur nicht Grasmus, hatte eine liebliche Donna mitgebracht. Die Männer gingen in zierlicher altdeutscher Tracht, die Frauen waren in bunte leuchtende Gewänder, jede auf andre Art, ganz fantastisch gekleidet, so daß sie erschienen wie liebliche wandelnde Blumen. Hatte Diese oder Jene zu dem Saitengliedel der Mandolinen ein italienisches Liebeslied gesungen, so stimmten die Männer unter dem lustigen Gelächter der mit Shakufer gefüllten Gläser einen kräftigen deutschen Rundgesang an. — Ist ja doch Italien das Land der Liebe. Der Abenwind läufselte wie in sehnsüchtigen Seufzern, wie Liebeslauten durchwallten die Orange- und Jasminblüthe das Boskett, sich mischend in das lose neckhafte Spiel, das die holden Frauenbilder, all' die kleinen zarten Buffonierien wie sie nur den italienischen Weibern eignen, aufwietend, begonnen hatten. Immer reger und lauter wurde die Lust. Friedrich, der Glühendste vor Allen, stand auf, mit einem Arm hatte er seine Donna umschlungen, und das mit verlendem Shakufer gefüllte Glas mit der andern Hand hoch schwingend, rief er: „Wo ist denn Himmelslust und Seligkeit zu finden als bei Euch, Ihr holden, herrlichen, italienischen Frauen, Ihr seyd ja die Liebe selbst! — Aber Du, Grasmus,“ fuhr er fort, sich zu Spikherwendend, „scheinst das nicht sonderlich zu fühlen, denn nicht allein, daß Du, aller Verabredung, Ordnung und Sitte entgegen, keine Donna zu unserm Feste geladen hast, so bist Du auch heute so triste und in Dich gelehrt, daß, hättest Du nicht wenigstens tapfer

getrunken und gesungen, ich glauben würde, Du seyst mit einem Mal ein langweiliger Melancholikus geworden." — „Ich muß Dir gesehen, Friedrich," erwiderte Erasmus, „dass ich mich auf die Weise nun einmal nicht freuen kann. Du weißt ja, dass ich eine liebe, fromme Hausfrau zurückgelassen habe, die ich recht aus tiefster Seele liebe, und an der ich ja offenbar einen Vorrath beginne, wenn ich im losen Spiel auch nur für einen Abend mir eine Donna wählte. Mit Euch unbewiebten Jünglingen ist das ein Andres, aber ich, als Familienvater!" — Die Jünglinge lachten hell auf, als Erasmus bei dem Worte „Familienvater" sich bemühte, das jugendliche gemütlische Gesicht in ernste Falten zu ziehen, welches denn eben sehr posstlich herauskam. Friedrichs Donna ließ sich das, was Erasmus deutsch geaprochen, in das Italiänische übersetzen, dann wandte sie sich ersten Blickes zum Erasmus und sprach, mit aufgehobenem Finger leise drosend: „Du alter, kalter Deutscher! — verwahre Dich wohl, noch hast Du Giulietta nicht gesehen!"

In dem Augenblick rauschte es beim Eingange des Boskets, und aus dunkler Nacht trat in den lichten Kerzenschimmer hinein ein wunderherrliches Frauenbild. Das weiße, Busen, Schultern und Nacken nur halb verhüllende Gewand, mit bauschigen bis an die Elbogen streifenden Hermeln, floss in reichen breiten Falten herab, die Haare vorn an der Stirn gescheitelt, hinten in vielen Flechten heraufgesteift. — Goldene Ketten um den Hals, reiche Armbänder unter die Handgelenke geschlungen, vollendeten den alterthümlichen Pud der Jungfrau, die angesehen war, als wandle ein Frauenbild von Rubens oder dem zierlichen Mieris dazher. „Giulietta!" riefen die Mädchen voll Erstaunen. Giulietta, deren Engelschönheit alle übertraf, sprach mitüber lieblicher Stimme: „Lasst mich doch Theil nehmen an Euerm schönen Fest, Ihr wackeren deutschen Jünglinge. Ich will hin zu Jenem dort, der unter Euch ist so ohne Lust und ohne Liebe." Damit wandte sie in hoher Anmut zum Erasmus und setzte sich auf den Sessel, der neben ihm leer geblieben, da man vorausgesetzt hatte, dass auch er eine Donna mitbringen werde. Die Mädchen lispelten untereinander: „Seht, o seht, wie Giulietta heute wieder so schön ist!" und die Jünglinge sprachen: „Was ist denn das mit dem Erasmus, er hat ja die Schönste gewonnen und uns nur wohl verhöhnt?"

Dem Erasmus war bei dem ersten Blick, den er auf Giulietta warf, so ganz besonders zu Muthe geworden, dass er selbst nicht wußte, was sich denn so gewaltsam in seinem Innern rege. Als sie sich ihm näherte, sah ihn eine fremde Gewalt und drückte seine Brust zusammen, dass sein Atem stockte. Das Auge fest gehestet auf Giulietta, mit erstarrrten Lippen sah er da und konnte kein Wort hervorbringen, als die Jünglinge laut Giuliettas' Anmut und Schönheit priesen. Giulietta nahm einen volgeschenkten Pokal und stand auf, ihn dem Erasmus freundlich darreichend; der ergriff den Pokal, Giulietta's zarte Finger leise berührend. Er trank, Gluth stromte durch seine Adern. Da fragte Giulietta scherzend: „Soll ich denn Eure Donna seyn?" Aber Erasmus warf sich wie im Wahnsinn vor Giulietta nieder, drückte ihre beiden Hände an seine Brust und rief: „Ja, Du bist es, Dich habe ich geliebt immerdar, Dich, Du Engelbild! — Dich habe ich geschaut in meinen Träumen, Du bist mein Glück, meine Seligkeit, mein höheres Leben!" Alle glaubten, der Wein sey dem Erasmus zu Kopf gestiegen, denn so hatten sie ihn nie gesehen, er schien ein Anderer worden. „Ja, Du — Du bist mein Leben, Du flammst in mir mit verzehrender Gluth. Las-

mich untergehen — untergehen, nur in Dir, nur Du will ich seyn," — so schrie Erasmus, aber Giulietta nahm ihn sanft in die Arme; ruhiger geworden fühlte er sich an ihre Seite, und bald begann wieder das heitere Liebespiel in munteren Scherzen und Spuren, das durch Giulietta und Erasmus unterbrochen werden. Wenn Giulietta sang, war es, als gingen aus tiefster Brust Himmelstöne hervor, nie gekannt, nie gehaute Lust in Allen entzündend. Ihre volle wundersbare Kristallstimme trug eine geheimnisvolle Gluth in sich, die jedes Gemüth ganz und gar besiegte. Heute hielt jeder Jüngling seine Donna umschlungen, wahrschneiter strahlte Aug' in Auge. Schon verbündete ein rother Schimmer den Anbruch der Morgenröthe, da riet Giulietta das Fest zu enden. Es geschah. Erasmus schickte sich an, Giulietta zu begleiten, sie schlug das ab und bezeichnete ihm das Haus, wo er sie tunlich finden könnte. Während des deutschen Rundgesangs, den die Jünglinge noch zum Beschluss des Festes ausstimmten, war Giulietta aus dem Bosket verschwunden; man sah sie hinter zwei Bedienten, die mit Fackeln voranschritten, durch einen sernen Laubgang wandeln. Erasmus wagte nicht, ihr zu folgen. Die Jünglinge nahmen nun jeder seine Donna unter den Arm und schritten in voller heller Lust von dannen. Ganz versöcht und im Innern zerrissen von Schreck und Liebesqual folgte ihnen endlich Erasmus, den sein kleiner Diener mit der Fackel voreilte. So ging er, da die Freunde ihn verlassen, durch eine entlegene Straße, die nach seiner Wohnung führte. Die Morgenröthe war hoch heraufgestiegen, der Diener hielt die Fackel auf dem Steinplaster aus, aber in den angesprühenden Funken stand plötzlich eine seltsame Figur vor Erasmus, ein langer durrer Mann mit sager Habichtsnase, funkelnden Augen, hämisch verzogenem Mund, im feuerrothen Rock mit strahlenden Stahlknöpfen. Der lachte und rief mit unangenehm gelerner Stimme: „Ho, ho! — Ihr seyd wohl aus einem alten Bilderbuche herausgestiegen mit Euerm Mantel, Euerm geschlitzten Wams und Euerm Fedenbart!" — „Ihr sebt recht schnäckisch aus, Herr Erasmus, aber wollt Ihr denn auf der Straße der Leute Spott werdet? Keht doch nur ruhig zurück in Euer Pergamentband." — „Was geht Euch meine Kleidung an?" sprach Erasmus verdrießlich und wollte, den roten Kiel bei Seite schieben, vorübergehen, der schrie da nach: „Nun, nun — eilt nur nicht so, zur Giulietta kommt Ihr doch jetzt gleich nicht hin." Erasmus deckte sich rasch um. „Was spricht Ihr von Giulietta?" rief er mit wilder Stimme, den rothen Kiel bei der Brust packend. Der r. wandte sich aber pfeilschnell und war, ehe sich's Erasmus versah, verschwunden. Erasmus blieb ganz verblüfft stehen, mit dem Stahlknopf in der Hand, den er dem Notchen abgerissen. „Das war der Wunderdocttor, Signor Dapertutto, was der nur von Euch wolltest!" sprach der Diener, aber den Erasmus wandelte ein Grauen an, er eilte sein Haus zu erreichen. —

Giulietta empfing den Erasmus mit all' der wunderbaren Anmut und Freundlichkeit, die ihr eigen. Die wahnwünnige Leidenschaft, die den Erasmus entflammt, setzte sie ein mildes, gleichmütiges Betragen entgegen. Nur dann und wann funkelten ihre Augen höher auf, und Erasmus fühlte, wie leise Schauer aus dem Innersten heraus ihn durchbebten, wenn sie manchmal ihn mit einem recht seltsamen Blicke traf. Nie sah sie ihm, dass sie ihn liebe, aber ihre ganze Art und Weise mit ihm umzugehen, ließ es ihm deutlich ahnen, und so kam es, dass immer festere und festere Bände ihn umstrickten. Ein wahrer Sonnenleben ging

da auf; die Freunde sah er selten, da Giulietta ihn in einer fremde Gesellschaft eingeführt. —
Gut begegnete ihm Friedrich, der ließ ihn nicht los, und als der Grasmus durch manche Erinnerung an sein Vaterland und an sein Haus recht mild und weich geworden, da sagte Friedrich: „Weißt Du wohl, Söhne, daß Du in recht gefährlich Bekanntschaft getreten bist? Du mußt es doch wohl schon gemerkt haben, daß die schöne Giulietta eine der schlauesten Künftigen ist, die es je gab. Man trägt sich dabei mit allerlei geheimnisvollen, fiktiven Geschichten, die in gar besonderer Lichte erscheinen lassen. Dass sie über die Menschen, wenn sie will, eine unüberstehliche Macht ist und sie in unauflösliche Bande verföhnt, ich' ich an Dir, Du bist ganz und gar verändert. Du bist ganz der verführerischen Giulietta hinzugezogen. Du denkst nicht mehr an Deine liebe fromme Hausfrau.“ — Da hielt Grasmus beide Hände vors Gesicht, er schluchzte laut, er rief den Namen seiner Frau. Friedrich merkte wohl, wie ein innerer harter Kampf begonnen. „Spilker“, fuhr er fort, „läß uns wohl trennen.“ „Ja, Friedrich“, rief Spilker bestürzt, „Du hast Recht. Ich weiß nicht, wie mich so füher grausliche Ahnungen plötzlich ergreifen, — ich muß fort, noch heute fort.“ — Beide Freunde eilten über die Straße, quer vorüber schritt Signor Daperutto, der lachte dem Grasmus ins Gesicht und rief: „Ah, eilt doch, eilt doch nur schnell, Giulietta wartet schon, das Herz voll Sehnsucht, die Augen voll Tränen. — Ach, eilt doch, eilt doch!“ Grasmus wurde rot vom Blut getroffen. „Dieser Kerl“, sprach Friedrich, „dieser Garlarano ist mir im Grunde der Heile zuwider, und daß der bei Giulietta auss und nicht und ihr seine Wunderzenzen verkauft!“ — „Was!“ rief Grasmus, „dieser abscheuliche Kerl bei Giulietta — bei Giulietta?“ — „Wo bleibt Ihr aber auch so lange, Alles wartet auf Euch, habt Ihr denn gar nicht an mich gedacht?“ so rief eine sanfte Stimme von Balkon herab. Es war Giulietta, vor deren Hause die Freunde, ohne es bemerkt zu haben, standen. Mit einem Sprunge war Grasmus im Hause. „Der ist nun kaum hin, und nicht mehr zu retten,“ sprach Friedrich leise und schlich über die Straße fort.

Es war Giulietta liebenswürdiger gewesen, sie trug dieselbe Kleidung als damals in dem Garten, sie strahlte in voller Schönheit und jugendlicher Anmut. Grasmus hatte Alles vergessen, was er mit Friedrich gesprochen, mehr als je rief ihn die höchste Wonne, das höchste Entzücken unüberstehlich hin, aber auch noch niemals hatte Giulietta so ohne allen Rückhalt ihre ungöttliche Liebe merken lassen. Nur in ihr schien sie zu brennen, nur für ihn zu seyn. — Auf einer Villa, die Giulietta für den Sommer gemietet, sollte ein Fest gefeiert werden. Man begab sich dahin. In der Gesellschaft befand sich ein junger Italiener von recht hässlicher Gestalt und noch hässlicherem Sitzen, der bemühte sich viel um Giulietta und erregte die Eifersucht des Grasmus, der voll Angst um sich von den Andern entfernte und einsam in einer Seitenalle des Gartens auf- und abschlich. Giulietta suchte ihn auf. „Was ist Dir? bist Du denn nicht ganz mein?“ Damit umging sie ihn mit den zarten Armen und drückte einen Kuß auf seine Lippen. Feuerstrahlen durchblitzten ihn, in rasender Liebeswuth drückte er die Beliebte an sich und rief: „Nein, ich lasse Dich nicht, und sollte ich untergeben im schmachvollsten Verderben!“ Giulietta lächelte seltsam bei diesen Worten, und ihn traf jener widerbare Blick, der ihm jederzeit inneren Schauer erregte. Sie gingen wieder zur Gesellschaft. Der widerige junge Italiener trat jetzt in

die Rolle des Grasmus; von Eifersucht getrieben, stieß er allerlei spitzer beleidigende Reden gegen Deutsche und insbesondere gegen Spilker aus. Der konnte es endlich nicht länger ertragen; rath schritt er auf den Italiener los. „Halte ein!“ sprach er, „mit Euren sonst werfe ich Euch in jenen Teich, und Ihr könnt Euch im Schwimmen versuchen.“ In dem Augenblick blitzte ein Dolch in den Italiäners Hand, da packte Grasmus ihn wuthend bei der Kehle und warf ihn nieder, ein kräftiger Faustschlag im Genick, und der Italiener gab röchelnd seinen Geist auf. — Alles stürzte auf den Grasmus los, er war ohne Besinnung — er fühlte sich ergripen, fortgerissen. Als er wie aus tiefster Bewußtlosigkeit erwachte, lag er in einem kleinen Kabinett zu Giulietta's Hüften, die, das Haupt über ihn herabgebeugt, ihn mit beiden Armen umfaßt hielt. „Du böser, böser Deutscher,“ sprach sie unendlich sanft und mild, „welche Angst hast Du mir verursacht! Aus der nächsten Gefahr habe ich Dich errettet, aber nicht sicher bist Du mehr in Florenz, in Italien. Du mußt fort, Du mußt mich, die Dich so sehr liebt, verlassen.“ Der Gedanke der Trennung zerriß den Grasmus in namenlosem Schmerz und Zittern. „Läß mich bleiben,“ schrie er, „ich will ja gern den Tod leiden, heißt denn sterben mehr als leben ohne Dich?“ Da war es ihm, als rufe eine leise ferne Stimme schmerlich seinen Namen. Ach! es war die Stimme der frommen deutschen Hausfrau. Grasmus verstummte, und auf ganz seltsame Weise fragte Giulietta: „Du denkst wohl an Dein Weib? — Ach, Grasmus, Du wirst mich nur zu bald vergessen.“ — „Könnte ich nur ewig und immerdar ganz Dein seyn,“ sprach Grasmus. Sie standen gerade vor dem schönen breiten Spiegel, der in der Wand des Kabinetts angebracht war und an dessen beiden Seiten helle Kerzen brannten. Gestern, inniger drückte Giulietta den Grasmus an sich, indem sie leise lispete: „Läß mir Dein Spiegelbild, Du Ianig Geliebter, es soll mein und bei mir bleiben immerdar.“ — „Giulietta,“ rief Grasmus ganz verwundert, „was meinst Du denn? — mein Spiegelbild?“ — Er sah dabei in den Spiegel, der ihn und Giulietta in füher Liebesumarmung zurückwarf. „Wie kannst Du denn mein Spiegelbild behalten?“ fuhr er fort, „das mit mir wandelt überall, und aus jedem klaren Wasser, aus jedem hell geschliffenen Fläche mir entgegentritt?“ — „Nicht einmal,“ sprach Giulietta, „diesen Traum Deines Ichs, wie er aus dem Spiegel hervorschimmert, gönnt Du mir, der Du sonst mein mit Leib und Leben seyn wolltest? Nicht einmal Dein unsterbtes Bild soll bei mir bleiben und mit mir wandeln durch das arme Leben, das nun wird?“ Die heißen Thränen stürzten der Giulietta aus den schönen dunklen Augen. Da rief Grasmus wahnsinnig vor tödendem Liebeschmerz: „Müß ich denn fort von Dir? — muß ich fort, so soll mein Spiegelbild Dein bleiben auf ewig und immerdar! Keine Macht — der Teufel soll es Dir nicht entreißen, bis Du mich selbst hast mit Seele und Leib.“ — Giulietta's Küsse brannten wie Feuer auf seinem Munde, als er dies gesprochen, dann ließ sie ihn los und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Grasmus sah, wie sein Bild unabhängig von seinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giulietta's Arme glitt, wie es mit ihr im seltsamen Duft verschwand. Allerlei hässliche Stimmen murrten und lachten in teuflischem Hohn; erfaßt von dem Todeskampf des tiefsten Entzagens sank er bewußtlos zu Boden, aber die furchterliche Angst — das Grauen riß

ihn aus der Verlobung, in dicker dichter Finsternis taumelte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Vor dem Hause ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der schnell fortrollte. „Dieselben haben sich etwas alterirt, wie es scheint,“ sprach der Mann, der sich neben ihn gesetzt hatte, in deutscher Sprache, „indessen wird jetzt Alles ganz vortrefflich geben, wenn Sie sich nur mir ganz überlassen wollen. Giulietta hat schon das Ihrige gethan und mir Sie empfohlen. Sie sind auch ein recht lieber junger Mann und inklinieren erstaunlich zu angenehmen Späßen, wie sie uns, mir und Giulietta, sehr behagen. Das war mir ein recht tüchtiger deutscher Tritt in den Stiefeln. Wie dem Amoroso die Junge kirchblau zum Halse herausging — er sah recht posierlich aus, und wie er so krächzte und ohzte und nicht gleich absfahren konnte — ha — ha — ha —“ Die Stimme des Mannes war so widrig höhnisch, sein Schnickschnack so gräßlich, daß die Worte Dolchstichen gleich in des Erasmus Brust fuhren. „Wer Ihr auch seyn mögt,“ sprach Erasmus, „schweigt, schweigt von der entseßlichen That, die ich bereue!“ — „Bereuen, bereuen!“ erwiderte der Mann, „so bereut Ihr auch wohl, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre süße Liebe erworben habt?“ — „Ach, Giulietta, Giulietta!“ seufzte Erasmus. „Nun ja,“ fuhr der Mann fort, „so seyd Ihr nun kundlich, Ihr wünscht und wollt, aber Alles soll auf gleichem glatten Wege bleiben. Fatal ist es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlassen müssen, aber doch konnte ich wohl, bleibt Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch den lieben Justiz entziehen.“ Der Gedanke bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. „Wie wär's das möglich?“ fragte er. — „Ich kenne,“ fuhr der Mann fort, „ein sympathetisches Mittel, das Eure Verfolgen mit Blindheit schlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Gesichte erscheint und sie Euch niemals wieder erkennen. So wie es Tag ist, werdet Ihr so gut seyn recht lange und aufmerksam in irgend einen Spiegel zu schauen, mit Eurem Spiegelbild nehme ich dann, ohne es im mindesten zu verschrecken, gewisse Operationen vor und Ihr seyd gesorgen, Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Lust und Freudekeit.“ — „Fürchterlich, fürchterlich!“ schrie Erasmus auf. „Was ist denn fürchterlich, mein Wertheiter?“ fragte der Mann höhnisch. „Ach, ich — habe, ich — habe,“ fing Erasmus an. „Euer Spiegelbild seien lassen,“ fiel der Mann schnell ein, „sagen lassen bei Giulietta? — ha, ha, ha! Bravissimo, mein Vetter! Nun könnt Ihr durch Fluren und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden habt dem kleinen Rasmus und wieder ein Familienvater seyd, wiewohl ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wohl nicht ankommen wird, da Sie Euch leiblich hat, Giulietta aber nur Euer schimmerndes Traum-Ich.“ — „Schweige, Du entseßlicher Mensch,“ schrie Erasmus. In dem Augenblick näherte sich ein fröhlich singender Zug mit Fackeln, die ihren Glanz in den Wagen warfen, Erasmus sah seinem Begleiter ins Gesicht und erkannte den häßlichen Doktor Dupertutto. Mit einem Satz sprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er schon in der Ferne Friedrics wohltonenden Bag erkann hatte. Die Freunde kehrten von einem ländlichen Maale zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedricen von Allem was geschehen, und verschwieg nur den Verlust seines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und so schnell wurde alles Nöthige veranstaltet, daß, als die Morgendämmerung aufgegangen, Erasmus auf einem raschen Pferde sich schon weit von Florenz entfernt hatte. — Spikher hat manches Abenteuer auf-

geschrieben, das ihm auf seiner Reise begegnet. Unmerkwürdigsten ist der Vorfall, welcher zuerst den Lust seines Spiegelbildes ihn recht seltsam stören sollte. Er war nämlich gerade, weil sein müdes Pferd zuholung bedurfte, in einer großen Stadt gebeten, und segte sich ohne Arg an die stark besetzte Kirche, nichtachtend, daß ihm gegenüber ein schöner kleine Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter seinem Stuhle stand, wurde gewarnt, daß denselben im Spiegel der Stuhle leer geblieben und sich nichts von der darauf sitzenden Person reflektire. Er teilte seine Bekanntschaft dem Nachbar des Erasmus mit, der diesen Benennmann, es lief durch die ganze Tischreihe ein Gemmel und Gesüster, man sah den Erasmus an, dann den Spiegel. Noch hatte Erasmus gar nicht bemerkt, daß ihm das Alles galt, als ein ernsthafter Mann vom Tische aufstand, ihn vor den Spiegel führte, hinauf und dann sich zur Gesellschaft wendend laut rief. „Wohhaftig — er hat kein Spiegelbild!“ „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!“ schrie Alles durch einander; „ein mauvais sujet, ein homo nebulosus, werft ihn zur Thür hinaus!“ — Voll Wuth in Scham flüchtete Erasmus auf sein Zimmer; da kaum war er dort, als ihm von Polizei wegen angeklagt wurde, daß er binnen einer Stunde mit seinem vollständigen, völlig ähnlichen Spiegelbild vor der Obrigkeit erscheinen oder die Stadt verlassen müsse. Er eilte von dannen, vom müßigen Pöbel, von den Strohjungen verfolgt, die ihm nachschrissen: „Da reitet er ein, der dem Teufel sein Spiegelbild verkauft hat, da ruht er hin!“ — Endlich war er im Freien. Nun läßt er überall wo er hinkam, unter dem Vorwande einer natürlichen Abscheu's gegen jede Spiegelung, alle Spiegel schnell verbängen, und man nannte ihn daher fast weise den General Suvarow, der ein Gleichtat.

Freudig empfing ihn, als er seine Vatersstadt und sein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Rasmus, und bald schien es ihm, als sey in ruhiger, friedlicher Häuslichkeit der Verlust des Spiegelbildes wohl zu verschmerzen. Es begab sich eines Tages, daß Spikher, der die schöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Rasmus spielt, der batte die Händchen voll Ofermus und fuhr damit dem Papa ins Angesicht. „Ach, Vater, Vater, wir hab' ich Dich schwarz gemacht, schau Mal her!“ rief der Kleine und holte, ob Spikher es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfalls hineinschauend, dem Vater vorhielt. — Aber gleich als er den Spiegel weinend fallen ließ und lief schnell zum Zimmer hinaus. Bath darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Rasmus von Dir erzählt?“ sprach sie. „Das ich kein Spiegelbild hätte, nicht wahr, mein Liebchen?“ fiel Spikher mit erzwungenem Lächeln ein, und bemühte sich zu beweisen, daß es zwar unmöglich sey zu glauben, man könne überhaupt sein Spiegelbild verlieren, im Ganzen sey aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illusion sey, Selbstbetrachtung zur Eitelkeit führe, und noch dazu ein solches Bild das eigne Ich spalte in Wahrheit und Traum. Indem er so sprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der sich in dem Wohnzimmer befand, schnell das Tuch herabzogen. Sie schaute hinein, und als trafe sie ein Blitzestrahl sank sie zu Boden. Spikher hob sie auf, aber kaum hatte die Frau das Bewußtsein wieder, als sie ihn mit Abscheu von sich stieß. „Verlaß mich,“ schrie sie, „fürchterlicher Mensch! Du bist es nicht, Du bist nicht mein Mann, nein — ein böllischer Geist bist Du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will. — Fort,

verlasse mich, Du hast keine Macht über mich, Verdammt!" Ihre Stimme gelte durch das Zimmer, durch den Saal, die Haustüre ließen entsezt verbei, in halte Wut und Verzweiflung stürzte Grasmus zum Hause hinab. Wie von wilder Rauerei getrieben rannte er durch die einsamen Gänge des Parks, der sich bei der Stadt befand. Giulietta's Gestalt flieg vor ihm auf in Engelshöhe, da rief er laut: „Rächt Dich Dich, Giulietta, dafür, daß ich Dich verließ und Dir statt meines Selbst nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja Dein seyn mit Leib und Seele, Sie hat mich reizten, Sie, der ich Dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja Dein seyn mit Leib und Leben und Seele.“ — „Das kennen Sie ganz füglich, mein Herrn“, sprach Signor Dapertutto, der auf einmal in seinem karlachrothen Rocke mit den blühenden Stahlknöpfen dicht neben ihm stand. Es waren Trostworte für den unglücklichen Grasmus, deshalb achtete er nicht Dapertutto's hämisches, häßliches Gesicht, er blieb stehen und fragte mit recht kläglichem Ton: „Wie soll ich Sie dann wieder finden, Sie, die wohl auf immer für mich verloren ist?“ — „Mit nichts“, erwiederte Dapertutto, „Sie ist gar nicht weit von hier und sehnt sich schmücklich nach Ihrem werthen Selbst, Verehrter, daß wir Sie einsehen, ein Spiegelbild nur eine schändliche Illusion ist. Uebrigens giebt sie Ihnen, sobald Sie sich Ihre werthe Person, nämlich mit Leib, Leben und Seele sicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild glatt und unverschont dankbarlichst zurück.“ „Führe mich zu ihr zu ihr hin!“ rief Grasmus, „wo ist sie?“ „Noch einer Kleinigkeit bedarf es“, „siel Dapertutto in, bevor Sie Giulietta sehen und sich ihr gegen Errettung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Die kleinen Vermögen nicht so ganz über Dero werthe Person zu disponiren, da Sie noch durch gewisse Bande gefesselt sind, die erst gelöst werden müssen. — Dero liebe Frau nebst dem hoffnungsvollen Söhnlein!“ — „Was soll das?“ rief Grasmus wild auf. „Eine unmähige Trennung dieser Bande,“ fuhr Dapertutto fort, „könnte auf ganz leicht menschliche Weise bewirkt werden. Sie wissen ja von Florenz aus, daß ich wundersame Medikamente geschild zu bereiten weiß, da hab' ich hier so ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege sind, und Sie sinken ohne schwerliche Gebehrde taullos zusammen. Man nennt das zwar sterben, und der Tod soll bitter seyn; aber ist dann der Geschmack bitter Mandeln nicht lieblich? und nur diese Bitterkeit hat der Tod, den dieses Fläschchen verschlägt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinunter wird die werthe Familie einen angenehmen Geruch von bittern Mandeln verbreiten. — Nehmen Sie, Gebreister!“ Er reichte dem Grasmus eine kleine Phiole hin. „Entselzlicher Mensch,“ schrie dieser, „verflaßt soll ich Weib und Kind!“ Wer spricht denn von Eß?“ siel der Rotha ein, „nur ein wohl schmeckendes Haussmittel ist in der Phiole enthalten. Mir sinden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu schaffen, zu Gebote, aber durch Sie selbst möcht' ich so ganz natürlich, so ganz menschlich wirken, das ist nun einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getrost, mein Beste!“ — Grasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte selbst nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hause in sein Zimmer. Die ganze Nacht hatte die Frau unter tausend Angsten und Qualen zugebracht, sie behauptete fortwährend, der Zurückgekommene sey nicht ihr Mann,

sondern ein höllischer Geist, der ihres Mannes Gestalt angenommen. So wie Spither ins Haus trat, floh Alles schau zurück, nur der kleine Rasmus wagte es ihm nahe zu treten, und kindisch zu fragen, warum er denn sein Spiegelbild nicht mitgebracht habe, die Mutter würde sich darüber zu Tode grämen. Grasmus starre den Kleinen wild an, er hatte noch Dapertutto's Phiole in der Hand. Der Kleine trug seine Lieblingstaube auf dem Arm, und so kam es, daß diese mit dem Schnabel sich der Phiole näherte und an dem Propfe pickte; sogleich ließ sie den Kopf sinken, sie war tot. Entsetzt sprang Grasmus auf. „Verräther!“ schrie er, „Du sollst mich nicht verführen zur Höllenthal!“ — Er schleuderte die Phiole durch das offene Fenster, daß sie auf dem Steinplaster des Hofes in tausend Stücke zersprang. Ein lieblicher Mandelgeruch flog auf und verbreitete sich bis ins Zimmer. Der kleine Rasmus war erschrocken davon gelaufen. Spither brachte den anzen Tag von tausend Qualen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in seinem Innern Giulietta's Bild. Einst zersprang ihr in seiner Gegenwart eine Halsschnur, von jenen kleinen rothen Beeren aufgezogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren auflesend verbarg er schnell eine, weil sie an Giulietta's Hals gelegen, und bewahrte sie treulich. Die zog er jetzt hervor, und sie anstarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorne Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magische Duft hervor, der ihn sonst umfloss in Giulietta's Nähe. „Ach, Giulietta, Dich nur noch einziges Mal sehen und dann untergehen in Verderben und Schmach.“ — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als es auf dem Gange vor der Thür leise zu rütteln und zu rascheln begann. Es vernahm Füstritte — es kloppte an die Thür des Zimmers. Der Athem stotzte dem Grasmus vor ahnender Angst und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein, in hoher Schönheit und Aumuth. Wahnsinnig vor Liebe und Lust schloß er sie in seine Arme. „Nun bin ich da, mein Geliebter,“ sprach sie leise und sanft, „aber sieh, wie getreu ich Dein Spiegelbild bewahrt!“ Sie zog das Buch vom Spiegel herab, Grasmus sah mit Entzücken sein Bild der Giulietta sich anschmieged; unabhängig von ihm selbst warf es aber keine seiner Bewegungen zurück. Schauer durchbebten den Grasmus. „Giulietta,“ rief er, „soll ich denn rasend werden in der Liebe zu Dir? — Gieb mir das Spiegelbild, nimm mich selbst mit Leib, Leben und Seele.“ — „Es ist noch etwas zwischen uns, lieber Grasmus,“ sprach Giulietta, „Du weißt es — bat Dapertutto Dir nicht gesagt?“ — „Um Gott, Giulietta,“ siel Grasmus ein, „kann ich nur auf diese Weise Dein werden, so will ich lieber sterben.“ — „Auch soll Dich,“ fuhr Giulietta fort, „Dapertutto keineswegs verleiten zu solcher That. Schlimm ist es freilich, daß ein Gelübde und ein Priestersegen nun einmal so viel vermag, aber lösen mußt Du das Band, was Dich bindet, denn sonst wirst Du niemals gänzlich mein, und dazu giebt es ein anderes besseres Mittel, als Dapertutto vorgeschlagen.“ — „Worin besteht das?“ fragte Grasmus bestig. Da schläng Giulietta den Arm um seinen Nacken, und den Kopf an seine Brust gelehnt lispelete sie leise: „Du schreibst auf ein kleines Blättchen Deinen Namen Grasmus Spither unter die wenigen Worte: Ich gebe meinem guten Freunde Dapertutto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit ihnen schalte und wälte nach Willkür und löse das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unsterblichen Seele angehören will der Giulietta, die ich mit zum Weibe erköhren, und der ich mich noch durch ein besonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde.“ Es rieselte und zuckte

* Dapertutto's Phiole enthielt gewiß rettigantes Kirschblüterwasser, sofern Blaue. Der Geruch einer sehr geringen Quantität dieses Wassers (weniger als eine Linse) bringt die beliebtesten Wirkungen hervor. Herausgegeben für med. Erforschungen 1813. Mai bis Dezemb. Seite 510.

dem Grasmus durch alle Nerven. Feuerküsse brannten auf seinen Lippen, er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Riesengroß stand plötzlich Doperutto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallene Feder. In dem Augenblick sprang dem Grasmus ein Aderchen an der linken Hand und das Blut spritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein — schreib, schreib!“ krächzte der Rotho. — „Schreib, schreib!, mein ewig, einziger Geliebter!“ lispette Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er setzte zum Schreiben an — da ging die Thür auf, eine weiße Gestalt trat herein, die gespenstisch starren Augen auf Grasmus gerichtet, rief sie schmerzvoll und dumpf: „Grasmus, Grasmus, was beginnst Du? — um des Heilandes willen, las ab von grausicher That!“ Grasmus in der wankenden Gestalt sein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von sich. — Funkelnde Blitze schossen aus Giuliettas Augen, gräßlich verzerrt war das Gesicht, brennende Gruh ihr Körper. „Las ab von mir, Höllengesindel, Du sollst keinen Theil haben an meiner Seele. In des Heilandes Namen, hebe Dich von mir hinweg, Schlange — die Hölle glüht aus Dir.“ — So schrie Grasmus und stieß mit kräftiger Faust Giulietta, die ihn noch immer umschlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in schneidenden Misstönen, und es rauschte wie mit schwarzen Rabenfittigen im Zimmer umher. — Giulietta — Doperutto verschwanden im dicken sickenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die Lichter verlöschend. Endlich brachen die Strahlen des Morgenrots durch die Fenster. Grasmus begab sich gleich zu seiner Frau. Er fand sie ganz mild und sanftmütig. Der kleine Rasmus sah schon ganz munter auf ihrem Bette; sie reichte dem erschöpften Mann die Hand, sprechend: „Ich weiß nun Alles, was Dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure Dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes ist sehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Lastern ergeben ist, so sieht er auch sehr, und hat dem Gelüst nicht widerstehen können, Dir Dein schönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämische Weise zu entwenden. — Sie doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!“ — Spikher that es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Grasmus Spikher schaute heraus. „Diesmal,“ fuhr die Frau fort, „ist es recht gut, daß der Spiegel Dein Bild nicht zurückwirkt, denn Du siehst sehr albern aus, lieber Grasmus. Begreifen wirst Du aber übrigens wohl selbst, daß Du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute bist und kein ordentlicher, vollständiger Familienvater seyn kannst, der Respekt einfloß der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht Dich auch schon aus, und will Dir nächstens einen Schnaubart malen mit Kohle, weil Du das nicht bemerken kannst. Wandle also nur noch ein bisschen in der Welt herum und suche gelegentlich dem Teufel Dein Spiegelbild abzuzeigen. Hast Du's wieder, so sollst Du mir recht herzlich willkommen seyn. Küsse mich, (Spikher that es) und nun — glückliche Reise! Schicke dem Rasmus dann und wann ein paar neue Hööschen, denn er rutscht sehr auf den Knieen und braucht dergleichen viel. Kommst Du aber nach Nürnberg, so füge einen bunten Husaren hinzu und einen Pfefferkuchen, als liebender Vater. Lebt recht wohl, lieber Grasmus!“ — Die Frau drehte sich auf die andere Seite und schlief ein. Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und drückte ihn ans Herz, der schrie aber sehr, da setzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt. Er traf einmal auf einen gewissen Peter Schlemihl, der hatte seinen Schlagfischen verkauft; Beide wollten Compagnie gehen, so daß Grasmus Spikher den nötigen Schlagfischen werfen,

Peter Schlemihl dagegen das gehörige Spiegelbild reflektieren sollte; es wurde aber nichts daraus.
Ende der Geschichte vom verlorenen Spiegelbild.

Postskript des reisenden Enthusiasten.

— Was schaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? — Bin ich es auch wirklich? — O Gott — Giulietta — Himmelsbild — Höllengewiss — Giulietta und Quaal — Sehnsucht und Bergweifung. — Da siehst, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann! das nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichbar in mein Leben tritt, und den Schlaf um die besten Träume betrügend, mir gar seltsame Gestalten in den Kopf schiebt. Ganz erfüllt von den Erinnerungen der Esternacht, glaube ich beinahe, daß jener Justizwurm wirklich von Dragant, sein Thee eine Weihnachts- oder Neujahrsausstellung, die bolde Julie aber jens vorführerische Frauenbild von Rembrandt oder Gallez, das den unglücklichen Grasmus Spikher um sein süßes ähnliches Spiegelbild betrog, Bergieb mit da-

IV.

Kreisleriana.

Der Herausgeber dieser Blätter traf im Herbst 1. J. mit dem ritterlichen Dichter des Sigurd, des Zitterringes, der Undine, der Corone etc. in Berlin auf, erfreulicher zusammen. Man sprach viel von dem wunderlichen Johannes Kreisler, und es mittelte sich aus, daß er auf höchst merkwürdige Weise in die Nähe eines ihm innigst verwandten Geistes, der nur auf andre Weise ins äußere Leben trat, gekommen seyn mußte. Unter den nachgelassenen Papieren des Barons Wallborn, eines jungen Dichters, der in verfehlter Art den Wahnsinn fand und auch den linderen Tod, vor dessen Geschichte de la Motte Fouqué in einer Novelle, Triton gehiszen, früher beschrieb, war nämlich ein Brief aufgefunden worden, den Wallborn an den Kreisler geschrieben, aber nicht abgesendet hatte. — Als Kreisler ließ vor seiner Entfernung einen Brief zurück. Es hatte damit folgende Bewandtniß: — Schon lange galt der arme Johannes allgemein für wahnsinnig, und in der That stach auch sein Thun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst, so grell gegen Alles ab, was vernünftig und schicklich heißt, daß in der inneren Zerrüttung seines Geistes kaum zu zweifeln war. Immer erzentricher, immer verwirriger wurde sein Treengang; so z. B. sprach er, kurz vor seine Flucht aus dem Orte, viel von der unglaublichen Liebe einer Nachtgall zu einer Purpurnelle, das Ganze sei aber (meinte er) nichts als ein Adagio, und die nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Julius, auf dem Romeo in den höchsten Himmel voll Eide und Seligkeit hinaufschwebte. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschlossen und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise surrirt. Noch in der Nacht als er auf immer schied, brachte er seinem innigsten Freunde Hoffmann einen sorgfältig versiegelten Brief, mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzufinden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adresse hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe,
Leid und Tod!

Abzugeben in der Welt, dicht an die
großen Dornenhölle, der Grüng
par bonité.

Beschlossen wurde der Brief aufbewahrt und es dem Sohn überlassen, jenen Freund und Gefährten näher zu beschreiben. Es traf ein. Der Wallbornsche Brief, gütig von de la Motte Fouqué mitgetheilt, setzte es nämlich außer allen Zweifel, daß Kreisler unter jenem Freunde niemand Anders, als den Baron Wallborn gemeint hatte. Beide Briefe wurden mit Vorwort von der Mutter abgedruckt, sie dürfen aber wohl auch hier höchstlich den Kreislerianus, die der letzte Band der Fantasiestücke enthält, vorangehen, da das eigne Zusammenfassung Wallborns und Kreislers dem geneigten Leser, in sofern er dem wunderlichen Johannes nur einzermassen wohl will, nicht gleichgültig seyn kann.

So wie übrigens Wallborn in verfehlter Liebe den Wallnuss fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz fantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spize des Wallnuss getrieben worden zu seyn, was nüchtern ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatz, überschrieben: die Liebe des Künstlers, enthalten. Diesen Aufsatz, so wie mehrere andere, die einen Cyklus des Rein-Geistigen in der Musik bilden, könnten vielleicht bald unter dem Titel: „Sichtbare Stunden eines wahnsinnigen Musikers“, in ein Buch gefaßt, erscheinen.

1.

Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

Erw. Wohlgeboren bestanden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falte. Man hat nämlich Dieselben lange schon im Verdacht der Tollheit gehabt, einer Kunftliebe wegen, die etwas allzuunmerklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verständige Welt für dergleichen Messungen aufstellt. Es fehlt nur noch eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Erw. Wohlgeboren waren schon früher der ganzen Geschichte überdrüßig geworden, und hatten sich entschlossen, davon zu laufen; ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was schlimmer ist, mit Ratschlägen bombardiren, und fand während dieser ganzen Zeit im Grunde meine beste Erquickung in Ihren zurückgelassenen Papieren, deren Anschauung mir durch Fräulein von B., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen verzerrt ward. Dabei fiel mir ein, ich müsse Dieselben schon früher einmal irgendwo gesehen haben. Sind Erw. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, welche man in einiger Hinsicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann? nämlich, weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter einer wunderlichen Maske, aber dennoch hervorspricht mit gewaltigem Blitzen, teuf, ammuthig und furchtbar! Pflegen Erw. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerseitsamste nennen könnte, wäre der Kleug darauf nicht von einer noch felsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Leibrock werden will, oder ein Leberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals neben mir im Theater, als Demand ein italienischer Buffo seyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbars Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er namte sich auf Befragen Dr. Schulz aus Rattenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen Kurrilen Lächelns halber, das dabei um Erw. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unsers Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furthbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo an einander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich jeder von uns vor einem verständigen Maune auf angstlicher Flucht befindet, oder gar vor den obenerwähnten Ratschlägen, welche man, beiläufig gesagt, wohl besser und kürzer geradezu und ohne Umschreibung Ratschläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Bestreben dahin, Erw. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten musikalischen Leiden zu liefern.

Ist es Denenelben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Musikalisches vorzutragen oder vorzutragen zu hören, sechs bis sieben Zimmer weit von der sprechenden Gesellschaft fortgingen, daß aber diese desgemachtes hinterdein gerannt kam und zuhörte, d. h. nach möglichsten Kräften schwagte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten ist zu diesem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu steil und zu hoch.

Sodann: haben Erw. Wohlgeboren nicht vielleicht schon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Musik gibt, ja sogar feindseligere Antipoden derselben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Besiebel hin, so die Thüren nicht schmeißen zu lassen, oder gar leise zu geben, oder auch nur eben nichts hinzuzuwerfen, wo sie gerade im Zimmer sind und sich irgend ein beseligernder Klang aus Instrument oder Stimme erhebt? Aber sie thun mehr. Sie sind durch einen ganz besondern Höllengenius angewiesen, gerade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Tone schwimmt, um etwas zu holen oder zu flüstern, oder, wenn sie läppisch sind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich lustig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwischenspiels, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblick; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man seinem Athem gebieten möchte still zu stehen, um nichts von den goldenen Klängen fortzuhauen, wo das Paradies aufgeht, leise, ganz leise vor den tönenenden Akkorden, — da, just da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch ist nicht zu verschweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinsten Bedientengeist beseelt, dieselbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande sind. Ach, und Kinder, wieviel gehört dazu, euch zu solchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernst, sehr ernst hierbei zu Sinne, und nur kaum vermöge ich noch zu bemerken, daß dem Vorleser die gleichen ammuthigen Wesen gleich erhebend und günstig sind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfen, der mir stehend an's Herz drang, — galten sie nur den Kindern allein? Ach, es geschah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied singen wolltet vor Augen, die Euch ganzes, besseres Seyn verschont, auf Euch herunterstrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfangt, und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klanges höchster Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehen, mildernd und schmückend den seeligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefal-

lenen Masche, und die Engelslippen verkniffen, umhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennujiert.

Lacht nicht, lieber Johannes. Giebt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer Verstörndes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur selten wild dabei. Meist weine ich ganz still. Fürchte Dich also nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt Du auch nicht. Und so wollen wir lieber von andern Dingen sprechen, und doch von nabverwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen herausbringen.

Sieh, Johannes, Du kommst mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Musik eifern, bisweilen sehr hart vor. Giebt es denn absolut ungeniale Musik? Und wieder von der andern Seite, giebt es denn absolut vollkommene Musik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder scharf und verlegbar ist als Deines, aber ich kann Dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstummten Geige mir lieber ist als gar keine Musik. Du wirst mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine solche Dudzelei, heise sie nun Tanz oder Marsch, erinnert an das Höchste, was in uns liegt, und reizt mich mit süßen Liebes- oder Kriegstonen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seeliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen sind, verdanken den ersten Anklange ihres Daseyns sehr ungestimmten Saiten, sehr ungeübten Fingern, sehr missgeleiteten Reihen.

Und dann, lieber Johannes, ist nicht der bloße Wunsch, zu musizieren, schon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das schöne Vertrauen, welches die herumziehenden Musikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allervärs Bahn, worin sie auch im Grunde nur selten gestört werden durch mürrisch aufgellärte Herrschäften und grobe Hunde! Ich möchte eben so gern in ein Blumenbeet schlagen, als durch einen beginnenden Walzer schreien: „Pack Euch aus dem Hause!“ — Dazu haben sich dann schon immer lächelnde Kinder umhergestellt, aus allen Häusern, wobin das Klingen reichen konnte, ganz andere Kinder, als die überwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffnenden Engelmänner: die Musikanten haben Recht.

Etwas schlimmer sieht es freilich oftmais mit dem sogenannten „Musik machen“ in eleganten Zirkeln aus, aber auch dort, — keine Saiten-, Flöten- und Stimmenklänge sind ohne göttlichen Hauch, und alle besser, als das mögliche Gerede, welchem sie doch immer einermannen den Pfau abschneiden.

Und, Kreisler, was Du nun vollends von der Lust sagst, welche Vater und Mutter in der stillen Haushaltung am Klavierklumpen und Gesangsklumpen ihrer Kindlein empfinden, — ich sage Dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trost.

Ich habe wohl mehr geschrieben, als ich sollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene sittliche Weise empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn für lieb, Johannes, und Gott segne Dich und segne mich, und entfalte gnädigst aus uns Beiden,

was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und unser Nebenmenschens Lust!

Der einsame Wallborn.

2.

Brief des Kapellmeisters Kreisler an den Baron Wallborn.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muss ich nur gleich nachdem ich aus dem Komödienhaus in meinem Schuh angelangt und mit vieler Mühe Licht angebracht, recht ausführlich schreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte, denn Eu wissen es ja wohl schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sei mächtig und stark herausgegangen, und habe mich so umsponten und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und Alles sich mit wie Musik gestalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch geben mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren schreiben, quem wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend auf meine Brust gelegt, in dem Augenblick als die Gardine fiel, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise ver schwunden waren, los werden?

Wie viel hatte ich noch zu sagen, unaufgezählte Dissonanzen schrien recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die schlängelnden Septimen herabschwelen wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Töne, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen stachen und stachelten mich sehr! Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Tönen anfangen will, sind doch kein Anderer, als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestaltet und nun leck und gewaltig vorströmen, oft schien: ich sey ja eben er selbst. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht männlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es so fremd und doch so bekannt durch mein Innern, und ich wußte selbst nicht, welcher sonderbare Akkordwechsel sich zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing. Doch der junge Ritter gesellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado füher wundersoller Träume auf — der wilde Akkordwechsel zerflog in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Sein und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren versichert seyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meinte nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte. — Als ich einige Auszeichnungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindisch und kindlich freudig in allerlei munteren Melodien, ergebnlichen Musiks und Walzern hervorströmte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreisler erkannt und sich nicht an den Spül gelebt haben werden, den heute Abend der Geist Droll nebst einigen seiner Confidens mit mir trieb. — In solch' eigener Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spüls gerathen, pflege

ich, wie ich wohl weiß, einige besondere Gesichter zu schneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich first im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gesäuft, und dessen Farbe in Cismolt geht, weshalb ich zu einer Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Durbarsche darauf sezen lassen. Gw. Hoch- und Wohlgebothen wird das doch wohl nicht irritirt haben. — Zugleich bat man mich auch ja heute Abend anders vorgezogen; ich biß nämlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieser Vorzeichnung dicht am Flügel stehend den Gefang zweier Schwestern anhören durfte — zwei im Wettsang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne aussunkeln. — Sie scheuten des Kreisslers tollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren verblümt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doktor Schulz plötzlich umgestaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligsten frechen, was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Baron Wallborn — auch nach meiner Kreone griffen feindliche Hände, auch mir zerriß im Nebel die klimmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. — Namenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürstenden Seele wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entsetzliche Quaal entflammt hatte. — Aber, Baron Wallborn! glaubst Du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrisse blutende Brust auch jedes Trippchen lindernen Balsams stärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn! daß ich mehrheitlich über das Musketreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es Dir sagen, daß wenn ich oft von heillosen Bravour-Arien, Konzerten und Sonaten ordentlich zerklagert und zerwältzt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie von mittelmäßiger Stimme gesungen, oder unütz und stümperhaft gespielt, aber treulich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröstete und heilte. Begegnetest Du daher, Baron Wallborn! solchen Läden und Melodien auf Deinem Wege, oder siehst Du sie, wem Du zu Deiner Wolke aufschwbst, unter Dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach Dir aufzublicken, so sage ihnen, Du wolltest sie wie liebe Kindlein begeln und pflegen, und Du wärst kein Anderer, als der Kapellmeister Johannes Kreisler. — Denn sieh, Baron Wallborn! ich verspreche Dir die bienni heilig, daß ich dann Du sehn will, und eben so voll Liebe, Müde und Frömmigkeit, wie Du. Ach, ich bin es ja wohl obneben! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwanzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — je reisen mich fort im wilden unsinnigen Drescher, und ich mache ganz ungemeine Bocksprünge und schmiede unziemliche Gesichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Glüh seines Strahl schießend, löst diesen Wirwar, und ich bin fromm und gut und gebuldig! — Du siehst, Baron Wallborn, daß das Alles wahrhaften Herzen sind, in die alle Septimen verschworen; und damit Du diese Herzen recht deutlich vernnehmen möchtest, beschahd schrieb ich Dir! —

Gott gebe, daß, so wie wir uns schon zeit langer Zeit im Geiste gekannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leblich zusammentreffen mögen, denn Deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in dieser Brust erglühende Melodien tönen. Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große

Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubst Du nicht, Baron Wallborn! daß oft Dein Wort meine Melodie und meine Melodie Dein Wort seyn könnte? — Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte Du früher sehest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie sich entzünden müssen. — Zuweilen kommt es mir vor, als sey das Lied eine ganze Oper. — Ja! — Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher, milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen so schauen möge, wie Du stets vor meinen geistigen lebendig stehst und gehst. Gott segne Dich und erleucht die Menschen, daß sie Dich genugsam erkennen mögen in Deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies sei der heitere beruhigende Schluss-Akkord in der Tonika.

Johannes Kreisler,
Kapellmeister, wie auch verrückter Musizus
par excellence.

3.

Kreisslers musikalisch-poetischer Klubb.

Alle Uhren, selbst die tragsten, hatten schon Acht geschlagen, die Lichter waren angezündet, der Flügel stand geöffnet, und des Hausherrth's Tochter, die den kleinen Dienst bei dem Kreisler besorgte, hatte schon zweimal ihm verkündet, daß das Theewasser übermäßig kochte. Endlich klopfte es an die Thür, und der treue Freund trat mit dem Bedächtigen herein. Ihnen folgten bald der Unzufriedene, der Joviale und der Gleichgültige. Der Klubb war beisammen, und Kreisler schickte sich an, wie gewöhnlich, durch eine symphoniemäßige Fantasie alles in Ton und Takt zu richten, ja wohl sämtliche Klubblizen, die einen gar musicalischen Geist in sich hegten, so viel nötig, aus dem staubigen Kreischt, in dem sie Tag über herum zu treten gendigt gewesen, einige Klaffer höher hinauf in reinere Luft zu erheben. Der Bedächtige sah sehr ernsthaft, beinahe tiefdringig aus und sprach: „Wie übel wurde doch neulich euer Spiel, lieber Kreisler! durch den stockenden Hammer unterbrochen, habt Ihr denselben reparieren lassen?“ — „Ich denke ja!“ erwiderte Kreisler. „Davon müssen wir uns überzeugen,“ fuhr der Bedächtige fort, und damit stiecke er ausdrücklich das Licht an, welches sich auf dem breiten Schreibeleuchter befand, und sorgte, ihn über die Saiten haltend, sehr bedächtig nach dem invaliden Hammer. Da fiel aber die schwere auf dem Leuchter liegende Lichtscheere herab, und im grellen Ton aufzuschrecken sprangen zwölf bis funfzehn Saiten. Der Bedächtige sagte bloß: „Es sieht doch!“ Kreisler verzog das Gesicht, als wenn man in eine Citrone beiße. „Teufel, Teufel!“ schrie der Unzufriedene, „gerade heute habe ich mich so auf Kreisslers Fantasie gefreut — gerade heute! — in meinem ganzen Leben bin ich nicht so auf Musik erpicht gewesen.“ „Im Grunde,“ fiel der Gleichgültige ein, „siegt so sehr viel nicht daran, ob wir mit Musik anfangen, oder nicht.“ Der treue Freund meinte: „Schade sey es allerdings, daß Kreisler nun nicht spie en könne, allein man müsse dadurch sich nicht außer Fassung bringen lassen. „Spaß werden wir ohnehin genug haben,“ sagte der Joviale, nicht ohne eine gewisse Bedeutung in seine Worte zu legen. „Und ich will doch fantasiren,“ rief Kreisler, „im Bass ist Alles ganz geblieben, und das soll mir genug seyn.“ —

Nun setzte Kreisler sein kleines rothes Mütchen auf, zog seinen chinesischen Schafrock an und begab sich ans Instrument. Die Klubbinen mußten Platz nehmen auf dem Sophia und auf den Stühlen, und der treue Freund löschte auf Kreislers Geiß sämtliche Lichter aus, so daß man sich in dicker schwarzer Finsterniß befand. Kreisler griff nun pianissimo mit gehobenen Dämpfern im Bass den vollen Asdur-Akkord. So wie die Töne verfauleten, sprach er:

Was rauscht denn so wunderbar, so seltsam um mich her? Unsichtbare Fittige wehen auf und nieder — ich schwimme im düstigen Aether. — Über der Duscht erblänzt in flammenden, geheimnisvoll verschwungenen Kreisen. Holde Geister sind es, die die goldenen Flügel regen in überschwenglich herrlichen Klängen und Akkorden.

A as moll-Akkord (mezzo forte).

Ach! — sie tragen mich ins Land der ewigen Sehnsucht, aber wie sie mich erfassen, erwacht der Schmerz und will aus der Brust entfliehen, indem er sie gewaltsam zerreißt.

E dur Sexten-Akkord (ancora più forte).

Halt dich standhaft, mein Herz! — brich nicht bezücht von dem sengenden Strahl, der die Brust durchdrang. — Frisch auf, mein wacker Geist! — rege und heb dich empor in dem Element, das dich gebaßt, das deine Heimath ist!

E dur Terz-Akkord (forte).

Sie haben mit einer herrlichen Krone gereicht, aber was in den Diamanten so bläßt und funkelt, das sind die tausend Thränen, die ich vergoss, und in dem Golde gleissen die Flammen, die mich verzehnten. — Mut und Macht — Vertrauen und Stärke dem, der zu herrschen berufen ist im Geisterreich!

A moll (harpegiando-dolce).

Warum fließt du, holdes Mädchen? Vermagst du es denn, da Dich überall unsichtbare Bande festhalten? Du weißt es nicht zu sagen, nicht zu klagen, was sich so in deine Brust gelegt hat wie ein nagender Schmerz und dich doch mit süßer Lust durchbebt? Wer Alles wirst du wissen, wenn ich mit dir rede, mit dir kose in der Geistersprache, die ich zu sprechen vermag und die du so wohl verstehst!

F dur.

Ha, wie geht das Herz dir auf in Sehnsucht und Liebe, wenn ich dich voll glühendem Entzücken mit Melodien wie mit liebenden Armen umfasse. — Du magst nie mehr weichen von mir, denn jene geheime Ahnung, die deine Brust beängt, sind erfüllt. Der Ton sprach wie ein tröstendes Drakel aus meinem Innern zu dir!

B dur (accentuato).

— Welch ein lustiges Leben in Flur und Wald in holder Frühlingszeit! — Alle Flöten und Schallmeien, die Winters über in staubigen Winkeln wie zum Tode erstarrt lagen, sind wach worden, und haben sich auf alle Lieblingsstückchen besonnen, die sie nun lustig trillerten, gleich den Bögelein in den Lüften.

B dur mit der kleinen Septime (smanioso).

Ein lauer West geht wie ein düsteres Geheimnis dumpf klagend durch den Wald, und wie er vorüber streift, flüstern die Fichten — die Wirken unter einander: Warum ist unser Freund so traurig worden? — Horchst du auf ihn, holde Schäferin?

Es dur (forte).

Zieh' ihm nach! — zieh' ihm nach! — Grin ist sein Kleid wie der dunkle Wald — süßer Herrnling sein fehndendes Wort! — Hörst du es rauschen hinter den Büschchen? Hörest du es tönen! — Herrnreiter, voll Lust und Wohlmut! — Er ifs's — auf! ihm entgegen!

D Terz Quart Sext-Akkord (piano).

Das Leben treibt sein neckendes Spiel auf allerlei Weise. — Warum wünschen — warum hoffen — man verlangen?

C dur Terz-Akkord (fortissimo).

Aber in toller wilder Lust läßt uns über den ehem Gräbern tanzen. — Läßt uns jauuchen — die da unten hören es nicht. — Heisa — Heisa — Tanz und Jubel, der Teufel zieht ein mit Pauken und Trompeten!

C moll Akkorde (fortissimo) hinter einander fort.

Kennt ihr ihn nicht? — Kennt ihr ihn nicht? — Seht, er greift mit glühender Krall nach meinem Herzen! — er maskirt sich in allerlei tollen Fratzen — als Freijäger — Konzertmeister — Wurmddotter — ricco mercante — er schmeißt mir Lichtscheren in die Saiten, damit ich nur nicht spielen soll! — Kreisler — Kreisler! — rasse dich auf! — Sieht da es lauern, das bleiche Gespenst mit den roth funkenden Augen — die kralligen Knochenfausten aus dem gerissenen Mantel nach dir ausstrecken? — die Stichkrone auf dem kalten glatten Schädel schütteln! — Es ist der Wahnsinn — Johannes halte dich tosa! — Toller, toller Lebensspuk, was rütteltst du mich so in deinen Kreisen? Kann ich dir nicht entfliehen? — Ein Stäubchen im Universum, auf das ich, zur Mücke verschrumpft, vor dir, grausiger Quadgeiß, mich retten könnte? — Läßt ab von mir! — ich will artig segn! ich will glauben, der Teufel sei ein Galanthuomo von den feinsten Sitten! — honny soit qui mal y pense — ich verfluche den Gesang, die Musik — ich lecke dir die Füße wie der trunksame Kaliban — nur erlöse mich von der Quaal — hei, hei, Berrucker, du hast mir alle Blumen zertreten — in schauerlicher Wut grünkt kein Halm mehr — tott — tott — tott —

Hier knisterte ein kleines Flämmchen auf — der treue Freund hatte schnell ein chemisches Feuerzeug hervorgezogen und zündete beide Lichter an, um so dem Kreisler alles weitere Fantasire abzuschneiden, denn er wußte wohl, daß Kreisler sich nun gerade auf einem Punkt befand, von dem er sich gewöhnlich in einen düsteren Abgrund hoffnungsloser Klage stürzte. In dem Augenblick brachte auch die Wirthstochter den dampfenden Tee bereit. Kreisler sprang vom Flügel auf. — „Was soll denn das nun Alles?“ sprach der Unzufriedene, „ein gescheides Allegro von Haydn ist mir lieber als all' der tolle Schnickschnack.“ — „Aber nicht ganz über war es doch,“ fiel der Gleichgültige ein. „Nur zu düster, viel zu düster,“ nahm der Joviale das Wort, „es thut Roth, unser Gespräch heute in's Lustige, Lustige hinauszutreiben.“ — Die Klubbinen bemühten sich, den Roth des Jovialen zu befolgen, aber wie ein fernes dumpfes Echo lachten Kreislers schauerliche Akkorde — seine entspannten Worte nach und erhielten die gespannte Stimmung, in die Kreisler alle verfegt hatte. Der Unzufriedene, in der That höchst unzufrieden mit dem Abend, den, wie er sich ausdrückte, Kreislers thörichter Fantasire verdarb, brach auf mit dem Bedächtigen. Ihnen folgte der Joviale, und nur der reisende Enthusiast, der treue Freund (Weide sind, wie es hier ausdrücklich bemerk wird, in einer Person vereinigt) blieb noch bei

den Kreisler zurück. Dieser saß schweigend mit verschütteten Armen auf dem Sepha. „Ich weiß nicht.“ frecher treuer Freund, „wie Du mir heute vorkommst, Kreisler! — Du bist so aufgeregzt, und doch ohne allen Humor, gar nicht so wie sonst!“ — „Ach, Freund!“ entweder Kreisler, „ein düsterer Wollenschatten geht über mein Leben hin! — Glaubst Du nicht, daß es einer armen unschuldigen Melodie, welche keinen leichten Platz auf der Erde begeht, vergönnt seyn dürfte, bei und harmlos durch den weiten Himmelstraum zu ziehen? — Ei, ich möchte nur gleich auf meinem chärtischen Schlafrock wie auf einem Mephistophelesmantel hinabfahren durch jenes Fenster dort!“ — „Als harmlose Melodie?“ fiel der treue Freund lächelnd ein. „Der als basso ostinato wenn Du lieber willst,“ entweder Kreisler, „aber fort muß ich bald auf irgendeine Weise.“ Es geschah auch bald wie er gesprochen.

4.

Nachricht von einem gebildeten jungen Mann.

Es ist herzerhebend, wenn man gewahr wird, wie die Cultur immer mehr um sich greift; ja, wie selbst aus Geschlechtern, denen sonst die höhere Bildung verschlossen, sich Talente zu einer seltenen Höhe ausschwängen. In dem Hause des geheimen Commerzienraths N. lernte ich einen jungen Mann kennen, der mit den außerordentlichen Gaben eine liebenswürdige Bonhomie verbündet. Als ich eins zufällig von dem fortwährenden Briefwechsel sprach, den ich mit meinem Freunde Charles Eaton in Philadelphia unterhalte, übergab er mir voll Dattrauen einen offenen Brief, den er an seine Freundin geschriften hatte, zur Bestellung. — Der Brief ist abgeschobt: aber mußte ich nicht, liebenswürdiger Jungling, Dein Schreiben abschriftlich, als ein Denkmal Deiner hohen Weisheit und Tugend, Deines ächten Kunstepfusß bewahren? — Nicht verhehlen kam ich, daß der seltsame junge Mann seiner Geburt und ursprünglichen Profession nach eigentlich — ein Affe ist, der im Hause des Commerzienraths sprechen, lejen, schreiben, musizieren u. s. w. lernte; kurz es in der Cultur so weit brachte, daß er seiner Kunst und Wissenschaft, so wie der Anmut seiner Sitten wegen, sich eine Menge Freunde erworben und in allen geistreichen Kürken gern gesehen wird. Bis auf Kleinigkeiten, z. B. daß er bei den Thes dansants in den Hops-Anglaisen zuweilen etwas sonderbare Sprünge ausführt, daß er ohne gewisse innere Bewegungen nicht wohl mit Rössen klappern hören kann, so wie (doch dieß mag ihm vielleicht nur der Neid, der die Genies verfolgt, nachsagen) daß er, der Handschuhe meidet, die Damen beim Handküß etwas Weniges kost, merkt man auch nicht das Mindest von seiner erotischen Herkunft, und alle die kleinen Scheimereien, die er sonst in jüngern Jahren ausübt, wie z. B. wenn er den in's Haus Eintretenden schnell die Hütte vom Kopf riß und hinter ein Zuckerschädel sprang, sind jetzt zu gestreichen Bonmots geworden, welche mit jauchzendem Beifall belächelt werden. — Hier ist der merkwürdige Brief, in dem sich Milo's schöne Seele und herrliche Bildung ganz ausspricht.

Esel von Milo's, eines gebildeten Affen, an seine Freundin Papi in Nord-Amerika.

Mit einer Art von Entsezen denke ich noch an die unglückliche Zeit, als ich Dir, geliebte Freundin, die

zärtlichen Gesinnungen meines Herzens nicht anders, als durch unschickliche, jedem Gebildeten unverständliche Laute auszudrücken vermochte. Wie konnte doch das misslönende, weinerliche: „Ne, Ne!“ das ich damals, wiewohl von manchem zärtlichen Blick begleitet, austieß, nur im mindesten das tiefste, innige Gefühl, das sich in meiner männlichen wohlbekarten Brust regte, andeutet? Und selbst meine Lieblosungen, die Du, kleine süße Freundin, damals mit stiller Ergebung dulden mußtest, waren so unbeholflich, daß ich jetzt, da ich es in dem Punkte dem besten primo amoroso gleichthue, und à la Dupont die Hand küss, roth darüber werden könnte, wenn nicht ein gewisser robuster Teint, der mir eigen, dergleichen verbündete. Unerachtet des Glücks der höchsten inneren Selbstzufriedenheit, die jene unter den Menschen erbaltene Bildung in mir erzeugt hat, giebt es dennoch Stunden, in denen ich mich recht ab häme, wiewohl ich weiß, daß dergleichen Amanblungen, ganz dem sittlichen Charakter, den man durch die Cultur erwirkt, zuwider, noch aus dem rohen Zustande herrühren, der mich in einer Klasse von Wesen festhielt, die ich jetzt unbeschreiblich verachte. Ich bin nämlich dann thöricht genug, an unsre armen Verwandten zu denken, die noch in den weiten, unkultivirten Wäldern auf den Bäumen herumhüpfen, sich vor rohen, nicht erst durch Kunst schmackhaft gewordenen Früchten nähren, und vorzüglich Abends gewisse Hymnen anstimmen, in denen kein Ton richtig, und an irgend einen Takt, sei es auch der neu erfundene $\frac{7}{8}$ -tel oder $\frac{13}{8}$ -tel Takt, gar nicht zu denken ist. An diese Armen, die mich doch eigentlich nun gar nichts mehr angehen, denke ich dann, und erwehre mich kaum eines tiefen Mitleids mit ihnen. Vorzüglich liegt mir noch zuweilen unser alter Onkel (nach meinen Erinnerungen muß es ein Onkel von mittlerlicher Seite gewesen seyn) im Sinn, der uns nach seiner dummen Weise erzog, und alles nur Mögliche anwandte, uns von Allem, was menschlich, entfernt zu halten. Er war ein erster Mann, der niemals Stiefeln anzuziehen wollte, und ich hörte noch sein warnendes, ängstliches Geschrei, als ich mit lästernem Verlangen die schönen neuen Klapptiefeln anblickte, die der schlaue Jäger unter dem Baum stehen lassen, auf dem ich gerade mit vieltem Appetit eine Kokußnuss verzehrt. Ich sah noch in der Entfernung den Jäger gehen, dem die, den zurückgelassenen ganz ähnlichen Klapptiefeln herrlich standen. Der ganze Mann erhielt eben nur durch die wohlgerichteten Stiefeln für mich so etwas Grandioses und Imposantes — nein, ich konnte nicht widerstehen; der Gedanke, eben so stolz, wie jener, in neuen Stiefeln einher zu gehen, bemächtigte sich meines ganzen Wesens; und war es nicht schon ein Beweis der herrlichen Anlagen zur Wissenschaft und Kunst, die in mir nur geweckt werden durften, daß ich, vom Baum herabgesprungen, leicht und gewandt, als hätte ich zeitlebens Stiefeln getragen, mit den stählernen Stiefelzangen her den schlanken Beinen die ungewohnte Bekleidung anzugewöhnen wußte? Dass ich freilich nachher nicht laufen konnte, daß der Jäger nur auf mich zuschritt, mich ohne Weiteres beim Kragen nahm und fortschleppte, daß der alte Onkel erbärmlich schrie und uns Kokußnüsse nachwarf, wovon mich eine recht hart hinter das linke Ohr traf, wider den Willen des bösen Alten aber vielleicht herrliche neue Organe zur Reise gebracht hat: Alles dieses weißt Du, Helde, da Du selbst ja heulend und jammernd Deinem Geliebten nachließest und so auch freiwillig Dich in die Gefangenschaft bezahbst. — Was sage ich, Gefangenschaft! hat diese Gefangenschaft uns nicht die größte Freiheit gegeben? Ist etwas herrlicher, als die Ausübung des Geistes, die uns unter den Menschen geworden? — Ich zweifle nämlich

nicht, daß Du, liebe Pipi, bei Deiner angebornen Lebhaftigkeit, bei Deiner Fassungsgabe, Dich auch etwas Weniges auf die Künste und Wissenschaften gelegt haben wirst, und in diesem Vertrauen unterscheide ich Dich auch ganz von den bösen Verwandten in den Wälzern. Ha! unter ihnen herrscht noch Sittenlosigkeit und Barbarei, ihre Augen sind trocken und sie sind gänzlich ohne Tiefe des Gemüths! Freilich kann ich wohl voraussehen, daß Du in der Bildung nicht so weit vorgeschriften seyn wirst, als ich, denn ich bin nunmehr, wie man zu sagen pflegt, ein gemachter Mann; ich weiß durchaus Alles, bin daher eben so gut wie ein Drakel, und herrsche im Reich der Wissenschaft und Kunst hier unumstrckt. Du wirst gewiß glauben, süße Kleine, daß es mich unendlich viel Mühe kostet habe, auf diese hohe Stufe der Cultur zu gelangen, im Gegenthell kann ich Dich versichern, daß mir nichts in der Welt leichter geworden, als das; ja ich lache oft darüber, daß in meiner frühen Jugend mir die verdamten Springübungen von einem Baum zum andern manchen Schweifstrophen ausgepreßt, welches ich bei dem Gesichts- und Weiseworden nie verspät habe. Das hat sich vielmehr so ganz leicht von selbst gefunden, und es war beinahe schwerer, zur Erkenntniß zu gelangen, ich säße nun wirklich schon auf der obersten Stufe, als hinaufzuklettern. Dank sey es meinem herrlichen Ingenio und dem glücklichen Wurf des Onkels! — Du mußt nämlich wissen, liebe Pipi, daß die geistigen Anlagen und Talente wie Beuteln am Kopfe liegen und mit Händen zu greifen sind; mein Hinterhaupt fühlt sich an, wie ein Beutel mit Rokokosäcken, und jenem Wurf ist vielleicht noch manches Beulchen und mit ihm ein Talentchen entprossen. Ich hab' es in der That recht die hinter den Ohren! — Jener Nachahmungstrieb, der unserm Geschlechte eigen, und der ganz ungerechterweise von den Menschen so oft belacht wird, ist nichts weiter, als der unwiderstehliche Drang, nicht sowohl Cultur zu erlangen, als die uns schon inwohnende zu zeigen. Dasselbe Prinzip ist bei den Menschen längst angenommen, und die wahrhaft Weisen, denen ich immer nachgestrebt, machen es in folgender Art. Es fertigt irgendemand etwas, sei es ein Kunstwerk oder sonst; Alles rast: „Das ist vor trefflich“; gleich macht der Weise, von innern Beruf beseelt, es nach. Jetzt wird etwas Anderes daraus; aber er sagt: „So ist es eigentlich recht, und jenes Werk, das ihr für vor trefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vor treffliche aus Tagesicht zu fördern, das ich längst in mir trug.“ Es ist ungefähr so, liebe Pipi, als wenn einer unserer Mitbrüder sich beim Rasieren zwar in die Hose schneidet, dadurch aber dem Stuhlbart einen gewissen originellen Schwung giebt, den der Mann, dem er es abhah, niemals erreicht. Eben jener Nachahmungstrieb, der mir von jeher ganz besonders eigen, brachte mich einem Professor der Äesthetik, dem liebenswürdigsten Mann von der Welt, näher, von dem ich nachher die ersten Aufklärungen über mich selbst erhielt, und der mir auch das Sprechen beibrachte. Noch ehe ich dieses Talent ausgebildet, war ich oft in auserlesener Gesellschaft wiziger geistreicher Menschen. Ich hatte ihre Mienen und Gebehrden genau abgelesen, die ich geschickt nachzuahmen wußte; dies und meine anständige Kleidung, mit der mich mein damaliger Principal versehen, öffnete mir nicht allein jederzeit die Thür, sondern ich galt allgemein für einen jungen Mann von seinem Weltton. Wie sehnlich wünschte ich sprechen zu können; aber im Herzen dachte ich: O Himmel, wenn du nun auch sprechen kannst, wo sollst du all' die tausend Einfälle und Gedanken hernehmen, die denen da von den Lippen strömen? Wie sollst du über Werke der Wissenschaft

und Kunst so bestimmt urtheilen, wie jene da, ob in diesem Gebiete einheimisch zu seyn? — So wie ich mir einige Worte zusammenhängend herausbringen kann, eröffnete ich meinem lieben Lehrer, dem Professor der Äesthetik, meine Zweifel und Bedenken, die late nicht aber ins Gesicht und sprach: „Was glauben Sie denn, lieber Monsieur Milo? Sprechen, sprechen, sprechen müssen Sie lernen, alles Unbrige findet sich von sich selbst, gewandt, geschickt sprechen, daß ist das ganz Geheimnis. Sie werden selbst erstaunen, wie Youn im Sprechen die Gedanken kommen, wie Ihnen die Weisheit aufseht, wie die göttliche Suoda Sie in alle Diensten der Wissenschaft und Kunst hineinführt, daß Sie ordentlich in Irregängen zu wandeln glauben. Oft werden Sie sich selbst nicht verstehen: dann befinden Sie sich aber gerade in der wahren Begeisterung, die das Sprechen hervorbringt. Einigemale leichte Lektüre kann Ihnen wizigst wohl möglich seyn, und zur Hülfe merken Sie sich einige angenehme Phrasen, die überall vortheilhaft einzustreut werden und gleichsam zum Refrain dienen können. Reden Sie viel von den Tendenzen des Zeitalters — wie sich das und jenes rein aussprechen — von Zeit des Gemüths — von gemüthvoll und gemüthlos u. s. w. — O, meine Pipi, wie hatte der Mann Recht! wie kan mir mit der Fertigkeit des Sprechens die Weisheit! — Mein glückliches Mienenspiel gab meinen Vater Geniekt, und in dem Spiegel habe ich gesehen, wie schön meine von Natur etwas gerundete Stirn sich aussamt, wenn ich diesem oder jenem Dichter, den ich nicht verstehe, weshalb er deam unmöglich was tanzen kann, Tiefe des Gemüths rein abspreche. Überhaupt ist die innere Überzeugung der höchsten Cultur die Hälfte, dem ich bequem jedes Werk der Wissenschaft und Kunst unterwerfe, und das Urtheil ist infallibel, weil es aus dem Innern von selbst, wie ein Drakel, entspricht. — Mit der Kunst habe ich mich vielfach beschäftigt — etwas Malerei, Bildhauerkunst, minutiöse Modelliren. — Dich, süße Kleine, formte ich als Diana nach der Antike; — aber all' den Antikenkram koste ich bald satt; nur die Musik zog mich vor allen Dingz an, weil sie Gelegenheit giebt, so eine ganze Menge Menschen, mir nichts, dir nichts, in Erstaunen und Bewunderung zu setzen, und schon meiner natürlichen Organisation wegen wurde bald das Fortepiano mein Lieblingsinstrument. Du kennst, meine Süße, die etwas länglichen Finger, welche mir die Natur verliehen, mit denen spanne ich nur Quartbeimen, ja zwei Octaven, und die, nebst einer enormen Fertigkeit, die finger zu bewegen und zu rütteln, ist das ganze Geheimnis des Fortepianospieles. Thränen der Freude hat der Musikmeister über die herrlichen, natürlichen Anlagen eines Scholaren vergossen, denn in kurzer Zeit habe ich es weit gebracht, daß ich mit beiden Händen in zwei und dreißig, — vier und sechzig, — ein hundert und acht und zwanzig — Theilen ohne Anstoß auf- und ablaufe, mit allen Fingern gleich gute Triller schlage, drei, vier Octaven heraus- und herabspinge, wie ehemals von einem Baum zum andern, und bin hernach der größte Virtuos, den es geben kann. Mir sind alle vorhandene Flügelcompositionen nicht schwer genug: ich komponiere daher meine Sonaten und Concerte selbst: in legtern muß jedoch der Musikmeister die Tuttis machen: denn wer kann sich mit den vielen Instrumenten und dem unnötigen Zeug überhaupt befassen! Die Tuttis der Concerte sind ja ohnehin nur nothwendig Uebel, und nur gleichsam Pausen, in denen sich der Soloplayer erholt und zu neuen Sprüngen rüstet. — Nachdem habe ich mich schon mit einem Instrumentenmacher besprochen, wegen eines Fortepiano, von neuem bis zehn Octaven: denn kann sich wohl das Genie befriedigen

auf den kleinen Umfang von erbärmlichen sieben Octaven? Außer den gewöhnlichen Blügen, der türkischen Zemmel und Becken, soll er noch einen Trompetenzug, so wie ein Flageolettregister, das, so viel möglich, das Gewicht der Vogel nachahmt, anbringen. Du weißt gewiß, liebe Pipi, auf welche sublimen Gedanken ein Mann von Geschmack und Bildung gerath! — Nachdem ich mehrere Sänger großen Beifall einernden gehört, wandte mich auch eine unbeschreibliche Lust an, ebenfalls zu singen, nur schien es mir leider, als habe mir die Natur jedes Organ dazu schlechterdings versagt; doch konnte ich nicht unterlassen, einem befreiten Sänger, der mein intimster Freund geworden, meinen Wunsch zu eröffnen, und zugleich mein Leid, wegen der Stimme, zu klagen. Dieser schloß mich aber in die Arme und rief voll Enthusiasmus: „Glückseliger Meister, Sie sind bei Ihren musikalischen Fähigkeiten und der Geschmeidigkeit Ihres Organs, die ich längst bemerkte, zum großen Sänger geboren; denn die größte Schwierigkeit ist bereits überwunden. Nichts ist nämlich der wahren Singkunst so sehr entgegen, als eine zeitige natürliche Stimme, und es kostet nicht wenig Mühe bei jungen Scholaren, die wirklich Singstimme haben, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Gänzliches Verzagen oder haltenden Töne, fleisches Ueben der tückigsten Rouladen, die den gewöhnlichen Umfang der menschlichen Stimme weit übersteigen, und vornehmlich das angenehme Hervorrufen des Falsets, in dem der wahre künstliche Gesang seinen Sitz hat, hilft aber gewöhnlich nach einiger Zeit, die robusteste Stimme wiederholt selten lange diesen ernsten Bemühungen: aber bei Ihnen, Geehrtester, ist nichts aus dem Wege zu räumen; in kurzer Zeit sind Sie der sublimste Sänger, da es gibt!“ — Der Mann hatte Recht, nur weniger Uebung bedurfte es, um ein herrliches Falset und eine Feitigkeit zu entwickeln, hundert Töne in einem Atem herauszustossen, was mir dann den ungetheiltesten Beifall der wahren Kenner erwahr, und die armseligen Deoristen, welche sich auf ihre Bruststimme Wunder wos zu Gute thun, überachtet sie kaum einen Mordent herausbringen, in Schatten stellte. Mein Maestro lehrte mich gleich anfänglich drei ziemlich lange Manieren, in welchen aber die Quintessenz aller Weisheit des künstlichen Gesanges sickt, so daß man sie bald so, bald anders gewendet, ganz oder stückweise, unzählige Mal wiederbringen, ja, zu dem Grundbaß der verschiedenen Arien, statt der von dem Componisten intendirten Melodie, nur jene Manieren auf allerlei Weise singen kann. Welcher rauchende Beifall mir schon eben der Ausführung dieser Manieren wegen gezollt worden, meine Süße, kann ich Dir nicht beschreiben, und Du bemerkst überhaupt, wie auch in der Musik das natürliche, mir inwohnende Ingenium mir Alles so herzlich leicht macht. — Von meinen Compositionen habe ich schon gesprochen, aber gerade das liebe Componiren — mag ich es nicht, um nur meinem Genie ihm würdige Werke zu verschaffen, so überlasse ich es gern den unverordneten Subjekten, die nun einmal dazu da sind, uns Virtuosen zu dienen, d. h. Werke anzufertigen, in denen wir unsere Virtuosität zeigen können. — Ich muß gestehen, daß es ein eigen Ding mit all' dem Zeuge ist, daß die Partitur anfüllt. Die vielen Instrumente, der harmonische Zusammenhang — sie haben ordentliche Regeln darüber; aber für ein Genie, für einen Virtuosen ist das Alles viel zu abgeschmackt und langweilig. Nächst dem darf man, um sich von jeder Seite in Respekt zu halten, worin die größte Lebensweisheit besteht, auch nur für einen Componisten gelten; das ist genug. Hatte ich z. B. in einer Gesellschaft in einer Arie des gerade anwesenden Componisten recht vielen Beifall ein-

geerntet, und war man in Begriff, einen Theil dieses Beifalls dem Autor zuzuwenden, so warf ich mit einem gewissen finstern, tiefschauenden Blick, den ich bei meiner charaktervollen Physiognomie überaus gut zu machen verstehe, ganz leicht hin: „Ja, wahrhaftig, ich muß nun auch meine neue Oper vollenden!“ und diese Aeußerung riß Alles zu neuer Bewunderung hin, so daß darüber der Componist, der wirklich vollendet hatte, ganz vergessen wurde. Überhaupt steht es dem Genie wohl an, sich so geltend zu machen, als möglich; und es darf nicht verschweigen, wie ihm alles das, was in der Kunst geschieht, so klein und erbärmlich vorkommt gegen das, was es in allen Theilen derselben und der Wissenschaft producire könnte, wenn es nun gerade wollte und die Menschen der Anstrengung werth wären. — Gänzlich Verachtung alles Bestrebens Andrer, die Überzeugung, Alle, die gern schweigen und nur im Stille schaffen, ohne davon zu sprechen, weit, weit zu überschreiten, die höchste Selbstzufriedenheit mit Allem, was nun so ohne alle Anstrengung die eigene Kraft hervorruft: das Alles sind untrügliche Zeichen des höchstkultivirten Genie's, und wohl mir, daß ich Alles das täglich, ja ständig an mir bemerke. — So kannst Du Dir nun, süße Freundin, ganz meinen glücklichen Zustand, den ich der erlangten hohen Bildung verdanke, vorstellen. — Aber kann ich Dir denn nur das Mindeste, was mir auf dem Herzen liegt, verschweigen? — Soll ich es Dir, Holde, nicht gestehen, daß noch öfters gemischt Anwandlungen, die mich ganz unverfessend überfallen, mich aus dem glücklichen Behagen reißen, das meine Tage versüßt? — O Himmel, wie ist doch die frühere Erziehung so von wichtigem Einfluß auf das ganze Leben! und man sagt wohl mit Recht, daß schwer zu vertreiben sei, was man mit der Muttermilch einsauge! Wie ist mir denn doch mein tolles Herum schwärmen in Bergen und Wälfern so schädlich geworden! Neulich gehe ich, elegant gekleidet, mit mehreren Freunden in dem Park spazieren: plötzlich stehen wir an einem herrlichen, himmelhohen, schlanken Nussbaum; eine unverständliche Begierde raubt mir alle Besinnung — einige tüchtige Säge und — ich wiege mich hoch in den Wipfeln der Asten, nach den Nüssen haschend! Ein Schrei des Eistauns, den die Gesellschaft ausstieß, begleitete mein Wagstück. Als ich, mich wieder bestimmd auf die erhaltene Cultur, die dergleichen Extravagantes nicht erlaubt, hinabkletterte, sprach ein junger Mensch, der mich sehr erbt: „Gi, lieber Monsieur Milo, wie sind Sie doch so flink auf den Beinen!“ — Aber ich schämte mich sehr. — So kann ich auch oft kaum die Lust unterdrücken, meine Geschicklichkeit im Werken, die mit sonst eigen, zu über; und kannst Du Dir's denken, holde Kleine, daß mich neulich bei einem Souper jene Lust so sehr übermannte, daß ich schnell einen Apfel dem ganz am andern Ende des Tisches sitzenden Commerzienrath, meinem alten Sonner, in die Perrücke warf, welches mich heimlich in tausend Ungelegenheiten gestürzt hätte? — Doch hoff ich, immer mehr und mehr auch von diesen Ueberbleibseln des ehemaligen rohen Zustandes mich zu reinigen. — Sollst Du in der Cultur noch nicht so weit vorgerückt seyn, süße Freundin, um diesen Brief lesen zu können: so mögen Dir die edlen, kräftigen Jüge Deines Geliebten eine Aufmunterung, lesen zu lernen, und dann der Inhalt die weisheitvolle Lehre seyn, wie Du es anfangen mußt, um zu der inneren Ruhe und Behaglichkeit zu gelangen, die nur die höchste Cultur erzeugt, wie sie aus dem innern Ingenio und dem Umgang mit weisen, gebildeten Menschen entspringt. — Nun tausendmal lebe wohl, süße Freundin!

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!

Dein
Getreuer bis in den Tod!
Milo,
ehemals Affe, jetzt veitachtender
Künstler und Gelehrter.

5.

Der Musikfeind.

Es ist wohl etwas Herrliches, so durch und durch musikalisch zu seyn, daß man, wie mit besonderer Kraft ausgerüstet, die größten musikalischen Massen, die die Meister mit einer ungzähligen Menge Noten und Töne der verschiedensten Instrumente aufgebauet, leicht und lustig handelt, indem man sie, ohne sonderliche Gewaltsbemerkung, ohne die schmerzhaften Stöße des leidenschaftlichen Entzückens, der herzerreissenden Wehmuth zu spüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt. — Wie hoch kann man sich dann auch über die Virtuosität der Spieler im Innern erfreuen; ja, diese Freude, die von Innen herausstretet, recht laut werden lassen, ohne alle Gefahr. In die Glückseligkeit, selbst ein Virtuoso zu seyn, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller Sinn für Musik so ganz und gar abgeht, wobei denn auch meine unbeschreibliche Unbeholfenheit in der Ausübung dieser herrlichen Kunst, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, eisernen mag. — Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Musizier; er spielte fleißig auf einem großen Flügel oft bis in die späte Nacht hinein, und wenn es einmal ein Concert in unserm Hause gab, dann spielte er sehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Bassen, auch wohl Flöten und Waldhörnern, ganz wenig begleiteten. Wenn solch ein länges Stück endlich heraus war, dann schrieen Alle sehr und riefen: „Bravo, Bravo! Welch ein schönes Concert! wie fertig, wie rund gespielt!“ und nannten mit Erfahrung den Namen Emanuel Bach! — Der Vater hatte aber so viel hinter einander gehämmert und gebrauset, daß es mir vor kam, als sey das wohl kaum Musik, worunter ich mir so recht aus Herz gehende Melodien dachte, sondern er thue dies nur zum Spaß, und die andern hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei solchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagskröpfchen geknöpft, und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter sitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den besondern Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advoata, der immer dicht bei meinem Vater die Geige spielte, und von dem sie immer sagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthusiast, und die Musik mache ihn halb verrückt, so daß er in der wahnsinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bachs, oder Wolfs, oder Benda's Genius binaufschraube, weder rein greife, noch Takt halte. — Mir steht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbesprennten Knöpfen, einen kleinen silbernen Degen und eine rothliche, nur wenig gepuderte Perrücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeschreiblichen komischen Ernst in Allem, was er begann. Ad opus!

pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Musikkunst auf die Puppe vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perrücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, so immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu achten, daß die rothen Augen glänzend herausstraten und Schweißtropfen auf der Stirn standen. Es gefiel ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde, als die Uebungen, worüber er sich denn nicht wenig wunderte und die andern ganz böse anschauten. Oft war mir es auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbar Peter mit naturhistorischem Sinn die verborgenen musikalischen Talente der Haken erforschend, unsern Huskater ablockte, durch schickliches Entleeren des Schwanzes und sonst: weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde — (nämlich der Peter). — Nun, der pflaumfarbene Advoat — er hiß Mütze — hielt mich ganz für die Pein des Stillagens schadlos, indem ich mich an seinen Grimassen, an seinen komischen Entsprünge, so wohl gar an seinem Quintessentien höchst ergözte. — Einmal machte er doch eine vollkommen Störung in der Musik, so daß mein Vater vom Stuhl aufsprang, und Alle auf ihn zustürzten, einen hohen Fall, der ihn ergrißen, befürchtend. Er singt nämlich erst etwas Weniges mit dem Kopfe zu schwiegen, dann aber in einem fortsteigenden Crescendo, immer stärker und stärker den Kopf hin und her zu werfen, wou er gleich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mied die Zunge schnalzte und mit dem Fuß stampfte. Es war der nichts, als eine kleine feindselige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem Eigensinn in demselben Kreise kreisend, umsummt, und sich, tausendmal verjagt, immer wieder auf die Nase gesetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung gefürzt. — Manchmal geschah es, daß die Schwester meiner Mutter eine Arie sang. Ach, wie stritt ich mich immer darauf! Ich liebte sie sehr; sie gab sich viel mit mir ab, und sang mir oft mit ihrer schönen Stimme, die so recht in mein Inneres drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich so in Sinn und Gedanke trage, daß ich sie noch für mich leise zu singen vermag. — Es war immer etwas Feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Hesse, oder von Teatata, oder sonst einem Meister, aufspielte; der Advoat durfte nicht mitspielen. Schon wenn sie die Einleitung hörten und meine Tante noch nicht angefangen zu singen, kleppte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefühl von Lust und Bewußtsein durchdrang mich, so daß ich mich kaum zusammenhielt, um nicht auszufallen. Aber kaum hatte die Tante einen Satz gesungen, so singt ich an bitterlich zu weinen, und wurde unter festigen Schelzworten meines Vaters zum Saal hinausgebracht. Oft stritt sich mein Vater mit der Tante, weil Letztere behauptete, mein Betragen wäre keineswegs davon her, daß mich die Musik auf unangenehme, widerige Weise afficiere, sondern vielmehr von der ungroßen Reizbarkeit meines Gemüths; dagegen machte der Vater geradezu einen dummen Jungen salt, der aus Unlust heulen müsse, wie ein antimusikalischer Hund. — Einer vorzüglichsten Grund, nicht allein mich zu vertreiben, sondern auch sogar mir einen tief verborgenen musikalischen Sinn zuzuschreiben, nahm meine Tante aus dem Umstände her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flügel nicht zugeschlossen, mich stundenlang damit ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akorde aufzufinden und anzuschlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wohl sechs Langenton gefunden, die, auf einmal niedergedrückt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zusammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, sie anzuschlagen und austönen zu lassen. Ich legte den Kopf seitwärts auf den Deckel des Instruments; ich drückte die Augen zu; ich war in einer andern Welt,

der zuletzt mußte ich wieder bitterlich weinen, ohne zu wissen, ob vor Lust oder vor Schmerz. Meine Tante hat gegen mein Vater darin nur künftige Possen fand. Überdaupt schienen sie, so wie über mich, auch rücksichtlich anderer Gegenstände, vorzüglich der Musik, ganz uneins zu sein, indem meine Tante oft an musikalischen Stücken, reizend und prunklos componirt waren, ein großer Wohlgefallen fand; mein Vater aber, der ein heftiger Mann war, der gleichen Musik ein Duldendomini nannte, das den Verstand nie beschäftigen könne. Mein Vater sprach immer vom Verstande, meine Tante immer vom Gefühl. — Endlich segte sie es doch durch, daß mein Vater mich durch einen alten Kantor, der in den Familienconcerten gewöhnlich zu Biola strich, im Klavierspielen unterrichten ließ. Aber, zu lieber Himmel, da zeigte es sich denn bald, daß die Tante mir viel zu viel zugetraut, der Vater dagegen recht hatte. An Tag und Nacht, so wie am Aufzählen einer Melodie, sah es mit, wie der Kantor behauptete, keineswegs, daß meine grenzenlose Unbeholflichkeit verdarb Alles. Sollte ich ein Uebungsstück für mich exercitiren, und setzte mich mit dem besten Vorwissen, recht fleißig zu seyn, an das Klavier: so versiel ich unwillkührlich bald in jene Spielerie des Akkordsuchens, und so kam ich nicht weiter. Mit vieler, unsäglicher Mühe hatte ich mich durch mehrere Tonarten durchgearbeitet, bis zu den vergneigten, die vier Kreuze vorgezeichnet hat, und, wie ich jetzt noch ganz bestimmt weiß, E dur genannt wird. Über dem Stück stand mit großen Buchstaben: Scherzando Presto, und als der Kantor es mir vorhielt, hatte es so was Püpsendes, Springendes, das mir sehr mißfiel. Ach, wie viel Thränen, wie viel erunterrende Päpfe des unseligen Kantors kostete mich das verdammte Presto! Endlich kam der für mich schreckliche Tag heran, an dem ich den Vater und den musikalischen Freunden meine erworbenen Kenntnisse präsentieren, Alles, was ich gelernt, vorspielen sollte. Ich konnte Alles gut, bis auf das abscheuliche E — dur — Presto: da segte ich mich Abends vorher in einer Art von Verzweiflung ans Klavier, um losse es was es wolle, fehlerfrei jenes Stück einzuspielen. Ich wußte sehr nicht, wie es zuzing, daß ich das Stück gerade auf den Tangenten, die denen, welche ich ausschlagen sollte, rechts zunächst lagen, zu spielen versuchte; es gelang mir, das ganze Stück war leichter geworden, und ich verfehlte keine Note, nur auf andern Tangenten, und mir kam es vor, als klänge das Stück sogar viel besser, als so, wie es mir der Kantor vorgespielt hatte. Nun war mir froh und leicht zu Muthe; ich segte mich den andern Tag leck an den Flügel und hämmerte mein Stückchen frisch darauf los, und mein Vater rief einmal über das andere: „Das hätte ich nicht gedacht!“ — Als das Schierzu zu Ende war, sagte der Kantor ganz freundlich: „Das war die schwere Sonate E dur!“ und mein Vater wandte sich zu einem Freunde, sprechend: „Sehen Sie, wie fertig der Junge das schwere E dur handhabt!“ — „Erlauben Sie, Herrkroester,“ erwiederte dieser, „das war ja F dur.“ — „Mit nichts, mit nichts!“ sagte der Vater. „Gi ja doch,“ versetzte der Freund, „wir wollen es gleich sehen.“ Beide traten an den Flügel. „Sehen Sie,“ rief mein Vater triumphirend, indem er auf die vier Kreuze wies, „Und doch hat der Kleine F dur gespielt!“ sagte der Freund. — Ich that es ganz umfangen, indem es mir nicht einmal recht deutlich war, worüber wir so ernstlich stritten. Mein Vater sah in die Taschen, kaum hatte ich aber einige Töne gegriffen, als mir des Vaters Hand um die Ohren faustete. „Vorträger, dummer Junge!“ schrie er im höchsten Zorn. Weinen,

nend und schreien lief ich davon, und nun war es mit meinem musikalischen Unterricht auf immer aus. Die Tante meinte zwar, gerade das es mir möglich geworden ist das ganze Stück richtig, nur in einem andern Ton zu spielen, zeige von wahrer musikalischen Talent; allein ich glaube jetzt selbst, daß mein Vater Recht hatte, es aufzugeben, mich auf irgend einem Instrumente unterrichten zu lassen, da meine Unbeholfenheit, die Eitelkeit und Ungelenkigkeit meiner Finger sich jedem Streben entgegenstellten haben würde. — Aber eben diese Ungelenkigkeit scheint sich, rücksichtlich der Musik, auch auf mein geistiges Vermögen zu erstrecken. So habe ich nur zu oft bei dem Spiel anerkannter Virtuosen, wenn Alles in jauchzende Bewunderung ausbrach, Langeweile, Ekel und Überdruck empfunden, und mich noch dazu, da ich nicht unterlassen konnte, meine Meinung ehrlich herauszusagen, aber vielmehr mein inneres Gefühl deutlich aussprach, dem Gelächter der geschmackvollen, von der Musik begeisterten Menge Preis gegeben. Ging es mir nicht noch vor kurzer Zeit ganz so, als ein berühmter Klavierspieler durch die Stadt reiste und sich bei einem meiner Freunde hören ließ? „Heute, Theuerster,“ sagte mir der Freund, „werden Sie gewiß von Ihrer Mußfeindlichkeit geheilt; der herrliche V. wird Sie erheben — entzücken.“ Ich mußte mich, wider meinen Willen, dicht an das Pianoforte stellen: da singt der Virtuose an die Töne auf und nieder zu rollen, und erhob ein gewaltiges Gebräuße, und als das immer fortduerte, wurde mir ganz schwindelig und schlecht zu Muthe, aber bald riß etwas Anderes meine Aufmerksamkeit hin, und ich mag wohl, als ich den Spieler gar nicht mehr hörte, ganz sonderbar in das Pianoforte hineingestarrt haben: denn, als er endlich aufgehört hatte zu donnern und zu rasen, ergriß mich der Freund beim Arm und rief: „Nun, Sie sind ja ganz versteinert! He, Freunde, empfinden Sie nun endlich die tiefe, fortreisende Wirkung der himmlischen Musik?“ — Da gestand ich ehrlich ein, wie ich eigentlich den Spieler wenig gehört, sondern mich vielmehr an dem schnellen Auf- und Abpringen — und dem gitterweise Lauffeuer der Hämmer höchst ergötzt habe: worüber denn Alles in ein schallendes Gelächter ausbrach. — Wie oft werde ich empfindungs-, herz-, gemüthlos gescholten, wenn ich unaufhaltsam aus dem Zimmer renne, sobald das Fortepiano geöffnet wird, oder diese und jene Dame die Gitarre in die Hand nimmt und sich zum Singen räuspert; denn ich weiß schon, daß bei der Musik, die sie gewöhnlich in den Häusern verführen, mir übel und weh wird, und ich mir ordentlich physisch den Magen verderbe. — Das ist aber ein rechtes Unglück, und bringt mir Verachtung der feinen Welt zuwege. Ich weiß wohl, daß eine solche Stimme, ein solcher Gesang, wie der meiner Tante, so recht in mein Innerstes dringt, und sich da Gefühle regen, für die ich gar kein Worte habe; es ist mir, als sey das eben die Seligkeit, welche sich über das Jüdische erhebt, und daher auch im Jüdischen keinen Ausdruck zu finden vermag; aber eben deshalb ist es mir ganz unmöglich, höre ich eine solche Sängerin, in die laute Bewunderung auszubrechen, wie die Andern; ich bleibe still und schaue in mein Inneres, weil da noch alle die außen verklungenen Töne widerstreben, und da werde ich kalt, empfindungslos, ein Musiffeind geicholten. — Mir schräg über wohnt der Concertmeister, welcher jeden Donnerstag ein Quartett bei sich hat, wovon ich zur Sommerszeit den leisen Ton höre, da sie Abends, wenn es still auf den Straße geworden, bei geöffneten Fenstern spielen. Da sege ich mich aufs Sopha, und höre mit geschlossenen Augen zu und bin ganz voller Wonnen — aber nur bei dem ersten; bei dem zweiten Quartett verwirren sich schon die Töne,

denn nun ist es, als müßten sie im Innern mit den Melodien des ersten, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten. Da muß ich fortrennen, und oft hat der Concertmeister mich schon ausgelacht, daß ich mich von der Musik so in die Flucht schlagen ließe. — Sie spielen wohl, wie ich gehört habe, an sechs, acht solche Quartette, und ich bewundere in dem That die außerordentliche Geistesfärze, die innere musikalische Kraft, welche dazu gehört, so viel Musik hinter einander aufzufassen, und durch das Abspielen Alles so, wie im Innern empfunden und gedacht, ins lebendige Leben ausgehen zu lassen. — Eben so geht es mir mit den Concerten, wo oft schon die erste Symphonie solch einen Zumb in mir erregt, daß ich für alles Uebrige totb bin. Ja, oft hat mich eben der erste Satz so aufgeregzt, so gewaltsam erschüttert, daß ich mich hinausnehme, um all die seltsamen Erscheinungen, von denen ich besangen, deutlicher zu schauen, ja mich in ihrem wunderbaren Tanz zu verschlecken, daß ich, unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als sey die gehörte Musik ich selbst. — Ich frage daher niemals nach dem Meister; das scheint mir ganz gleichgültig. Es ist mir so, als werde auf dem höchsten Punkt nur eine psychische Masse bewegt, und als habe ich in diesem Sinne viel Herrliches componirt. — Indem ich dieses nur so für mich niederschreibe, wird mir angst und bange, daß es einmal in meiner angeborenen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fließen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige musikalische Bravos an der Gesundheit meines Gemüths zweifeln? — Wenn ich oft nach der ersten Symphonie aus dem Concertsaal eile, schreien sie mir nach: „Da läuft er fort, der Musikfeind!“ und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man, nächst der Kunst sich anständig zu verbiegen, und eben so auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Musik liebe und treibe. Das ich nun eben von diesem Treiben so oft getrieben werde, hinaus in die Einsamkeit, wo die ewig waltende Macht, in dem Hausschen der Eichenblätter über meinem Haupte, in dem Plätschern der Quelle, wunderbare Töne anregt, die sich geheimnißvoll verschließen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Musik hervorstrahlen — ja, das ist eben mein Unglück. — Die entseßliche peinliche Schwerfälligkeit im Aufstellen der Musik schadet mir auch recht in der Oper. — Manchmal freilich ist es mir, als würde nur dann und wann ein schickliches musikalischs Geräusch gemacht, und man versage damit sehr zweckmäßig die Langeweile, oder noch ärgerle Ungetümme, so wie vor den Karawanen Cymbeln und Pauken toll und wild durch einander geschlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten; aber wenn es oft so ist, als könnten die Personen nicht anders reden, als in den gewaltigen Accenten der Musik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf, wie einflammender Stern — dann habe ich Mühe und Noth, mich festzuhalten in dem Orkan, der mich erfaßt und in das Unendliche zu schleudern droht. — Über in solch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, um klarer und leuchtender wirkt es im Innern, und alle Gestalten treten heraus aus dem düsteren Nebel und schreiten auf mich zu, und nun erkenne ich sie, wie sie so freundlich mir befreundet sind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. — Ich glaube Glück Iphigenia gewiß fünfzig mal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die echten Musiker und sagen: „Beim ersten Mal hatten wir Alles weg, und beim dritten sat.“ — Ein böser Dämon verfolgt mich aber und zwingt mich, unwillkührlich komisch zu seyn und Komisches zu verbreiten, rücksichtlich meiner Musikfeindschaft. So stehe ich neulich

im Schauspielhause, wohin ich aus Beschwigung für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz verirrt in Gedanken, als sie gerade (es wurde eine Oper gespielt) so einer nichtssagenden, musikalischen Lärme mögen. Da stößt mich der Nachbar an, sprechend: „Das ist eine ganz vorzüglich Stelle!“ Ich dachte, und freute in dem Augenblick nichts Anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre spräche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuerherig: „Ja, eine gute Stelle, aber ein Bißchen Zug weit doch!“ Da lachte er sehr, und als Anekdoten von dem Musikhofe wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zuglust in der Oper, und ich hatte doch Recht. —

Sollte man es wohl glauben, daß es dessen ungeachtet einen achtten, wahren Musiker gibt, der noch jenseits meines musikalischen Sinnes, der Name meiner Tante ist? — Freilich wird Niemand viel drauf geben, wenn ich gerade heraus sage, daß dies kein Anderer ist, als der Kapellmeister Johannes Krebs, der seiner Fantasterei wegen überall verschrien genug ist, aber ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß er nicht verschmäht, mir recht nach meinem inneren Gefühl, so wie es mich erfreut und erhebt, vorzusingen und vorzuspielen. — Neulich sagte er, als ich ihm meine musikalische Unbeholfenheit klagli, ich sey mit Jean Lehrling in dem Tempel zu Saïs zu vergleichen, der ungewöhnlich scheinend im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Anden mit allem Fleiß vergleichlich suchten. Ich verstand ihn nicht, weil ich Novalis Schriften nicht gelesen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Leibbibliothek geschaut, werde das Buch aber wohl nicht erhalten, da es herlich seyn soll, und also stark gelesen wird. — Doch wenn eben erhalten ich wirklich Novalis Schriften, zwei Bandchen, und der Bibliothekar läßt mir sagen, mit dergleichen, könne er immer aufwarten, da es stets zu Hause sei; nur habe er den Novalis nicht gleich finnen können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt wurde, zurückgestellt. — Nun will ich doch gleich sehen, was es mit den Lehrlingen zu Saïs für eine Beziehung hat.

6.

Über einen Ausspruch Sachini's, und über den sogenannten Effekt in der Musik.

In Gerbers Tonkünstler-Lexikon wird von dem berühmten Sachini folgendes erzählt: Als Sachini einst zu London bei Herrn le Brun, dem berühmten Hoboisten, zu Mittag speiste, wiederholte man in seiner Gegenwart die Beschuldigung, die manchmal die Deutschen und die Franzosen den italiänischen Componisten machen, daß sie nicht genug moduliren. „Wir modulieren in der Kirchenmusik,“ sagte er; „da kann die Aufmerksamkeit, weil sie nicht durch die Nebensachen des Schauspiels gestört wird, leichter den mit Kunst verbundenen Veränderungen der Töne folgen; aber auf dem Theater muß man deutlich und einfach seyn, man muß mehr das Herz rühren, als in Erstaunen segen, man muß sich selbst minder gebütteten Ohren begreiflich machen. Der, welcher eben den Ton zu ändern, abgeänderte Gefänge darstellt, zeigt weit mehr Talent, als der, welcher ihn alle Augenblicke ändert.“ —

Dieser merkwürdige Ausspruch Sachini's legt die ganze Tendenz der italiänischen Opernmusik damaliger

Zeit an den Tag, und im Wesentlichen ist sie auch wohl auf die jetzige Zeit dieselbe geblieben. Die Italiäner haben sich nicht zu der Ansicht, daß die Oper in Wort, Handlung und Musik als ein Ganzes erscheinen, und dieses untreinbare Ganze im Totaleindruck auf den Zuhörer wirken müsse; die Musik war ihnen vielmehr zugleich Beleiterin des Schauspiels, und durfte nur soviel und wieder als selbstständige Kunst, und dann für sich allein wirkend, vertreten. So kam es, daß im eigentlichen Fortschreiten der Handlung alle Musik fast und unbedeutend gehalten wurde, und nur die Prima Donna und der Primo Uomo in ihren sogenannten Szenen in bedeutender, oder vielmehr wahrer Musik hervortraten durften. Hier galt es aber dann wieder, ohne Rücksicht auf den Moment der Handlung, nur den Gesang, ja oft auch nur die Kunstsprödigkeit der Sänger, im höchsten Glanze zu zeigen.

Siechni vermisst in der Oper alles Starke, Erfüllende der Musik, welches er in die Kirche verweist; er hat es im Theater nur mit angenehmen oder vielmehr nicht eingreifenden Empfindungen zu thun; er will nicht Erstaunen, nur sanftste Rührung erregen. Als wenn die Oper durch die Verbindung der individualistischen Sprache mit der allgemeinen Sprache der Musik nicht den höchsten, das Innern tief ergreifende Wirkung auf das Gemüth, schon ihrer Natur nach beabsichtigen müsse! Endlich will er durch die größte Einfachheit, oder vielmehr Monotonie, auch dem ungeübten Ohr verständlich werden; allein das ist ja eben die höchste, oder vielmehr die wahre Kunst des Componisten, daß er durch die Wahrheit des Ausdrucks Leben ruhrt, Leben erschüttert, wie es der Moment der Handlung erfordert, ja diesen Moment der Handlung seift schafft, wie der Dichter. Alle Mittel, die der unerschöpfliche Reichthum der Konkunft ihm darbietet, sind sein eigen, und er braucht sie, so wie sie zu jener Wahrheit als nothwendig erscheinen. So wird z. B. die künstliche Modulation, ihr schneller Wechsel an rechter Stelle, dem ungebürteten Ohr in höherer Rücksicht verständlich seyn, das heißt: nicht die technische Struktur erkennt der Laie, werauf es auch gar nicht ankommt, sondern der Moment der Handlung ist es, der ihn gewaltig ergreift. Wenn im Don Juan die Statue des Kommandanten im Grunde E ihr furchtbare: „Ja!“ erlönen läßt, nun aber der Componist dieses E als Terz von C annimmt, und so in C dur modulirt, welche Tonart Bepercuso ergreift; so wird kein Laie der Musik die technische Struktur dieses Überganges verstehen, aber im Innersten mit dem Bepercuso erheben, und eben so wenig wird der Musiker, der auf der höchsten Stufe der Bildung steht, in dem Augenblick der tiefsten Anregung an jene Struktur denken, denn ihm ist das Gerüste längst eingefallen, und er trifft wieder mit dem Laien zusammen.

Die wahre Kirchenmusik, nämlich diejenige, die den Cultus begleitet, oder vielmehr selbst Cultus ist, erscheint als überirdische — als Sprache des Himmels. Die Anmungen des höchsten Wesens, welche die heiligen Töne in des Menschen Brust entzünden, sind das höchste Wesen selbst, welches in der Musik verständlich von dem überwundlich herrlichen Reiche des Glaubens und der Liebe redet. Die Worte, die sich dem Gesange beigegeben, sind nur zufällig, und enthalten auch meistens nur bildliche Andeutungen, wie z. B. in der Missa. In dem irdischen Leben, dem wir uns entschwungen, blieb Leidenschaften erzeugte, und selbst der Schmerz löste sich auf in die untrümpfige Schmiede der ewigen Liebe. Folgt nicht aber hieraus von selbst, daß die einfachen Modulationen, die den Ausdruck eines zerrissenen, belanglosen

Gemüths in sich tragen, eben aus der Kirche zu verbannen sind, weil sie gerade dort zerstreuen und den Geist besangen mit weltlichem, irdischem Treiben? Siechni's Ausspruch ist daher gerade umzuzeichnen, wie wohl er, da er sich ausdrücklich auf die Meister seines Landes bezieht, und gewiß die älteren im Sinn batte, unter dem häufigeren Modulieren in der Kirchenmusik nur den größern Reichthum des harmonischen Stoffs meinte. Rücksichtlich der Opernmusik änderte er auch wahrscheinlich seine Meinung, als er Gluck's Werke in Paris gehört hatte, denn sonst würde er, dem von ihm selbst aufgestellten Prinzip zuwider, nicht die starke, heftig ergreifende Szene im Oedip auf Colonus gesetzt haben.

Eine Wahrheit, daß die Oper in Wort, Handlung und Musik als ein Ganzes erscheinen müsse, sprach Gluck zuerst in seinen Werken deutlich aus; aber welche Wahrheit wird nicht mißverstanden, und veranlaßt so die sonderbarsten Mißgriffe! Welche Meisterwerke erzeugten nicht in blinder Nachahmung die lächerlichsten Produkte? Dem blöden Auge erschienen die Werke des hohen Genie's, die er nicht vermochte in einem Brennpunkt aufzufassen, wie ein deformirtes Gemälde, und dieses Gemäldes zerstreute Züge wurden getadelt und nachgeahmt. Goethe's Werther veranlaßte die weinerlichen Empfindseligkeiten jener Zeit; sein Götz von Berlichingen schuf die ungeschlachten, leeren Harnische, aus denen die hohlen Stimmen der biderben Grobheit und des prosaisch tollen Unjumes erklangen. Goethe selbst sagt: (Aus meinem Leben, dritter Theil) die Wirkung jener Werke sei meistens stoffartig gewesen, und so kann man auch behaupten, daß die Wirkung von Glucks und Mozarts Werken, abgesehen von dem Text, in rein musikalischer Hinsicht nur stoffartig war. Auf den Stoff des musikalischen Gebäudes wurde nämlich das Auge gerichtet, und der höhere Geist, dem dieser Stoff dienen mußte, nicht entdeckt. Man fand bei dieser Betrachtung, vorzüglich bei Mozart, daß außer der manigfachen, frappanten Modulation, auch die häufige Anwendung der Blasinstrumente die erstaunliche Wirkung seiner Werke hervorbringen möge; und davon schreibt sich der Unzug der überladenen Instrumentierung und des bizarren, unmotivirten Modulirens her. Effekt vorude das Lösungswort der Componisten, und Effekt zu machen, koste es, was es wolle, die einzige Tendenz ihrer Bemühungen. Aber eben dieses Bemühen nach dem Effekt beweist, daß er abwesend ist, und sich nicht willig finden läßt da einzukehren, wo der Componist wünscht, daß er anzutreffen seyn möge. — Mit einem Wort: der Künstler muß, um uns zu rühren, um uns gewaltig zu ergreifen, selbst in eigner Brust tief durchdrungen seyn, und nur das in der Erstase bemühtlos im Innern Einspannene mit höherer Kraft festzuhalten in den Hieroglyphen der Töne (den Noten) ist die Kunst, wirkungsvoll zu komponiren. Fragt daher ein junger Künstler, wie er es anfangen solle, eine Oper mit recht viellem Effekt zu setzen, so kann man ihm nur antworten: „Lies das Gedicht, richte mit aller Kraft den Geist darauf, gebe ein mit aller Macht Deiner Fantasie in die Momente der Handlung: Du lebst in den Personen des Gedichts, Du bist selbst der Tyrann, der Held, die Geliebte; Du fühst den Schmerz, das Entzücken der Liebe, die Schmach, die Furcht, das Entsezen, ja des Todes namenlose Dual, die Wonne selber Verklärung; Du zürnest, Du wüthest, Du boshest, Du verzweifhest; Dein Blut glüht durch die Adern, bestiger schlagen Deine Pulse; in dem Feuer der Begeisterung, das Deine Brust entflammt, entzünden sich Töne, Melodien, Akkorde, und in der wundervollen Sprache der Musik strömt das Gedicht aus Deinem Innern hervor. Die technische

Uebung durch Studium der Harmonika, der Werke großer Meister, durch Selbstschreiben bewirkt, daß Du immer deutlicher und deutlicher Deine innere Musik vernimmst, keine Melodie, keine Modulation, kein Instrument entgeht Dir, und so empfängst Du mit der Wirkung auch zugleich die Mittel, die Du nun, wie Deiner Macht unterworfen Geister, in das Zauberbuch der Partitur hattest.“ — Freilich heißt das Alles nur so viel, als : „Sey so gut, Lieber, und sorge nur dafür, ein recht musikalischer Genius zu seyn; das Andere findet sich dann von selbst!“ Aber es ist dem wirklich so, und nicht anders.

Dessen ungeachtet läßt sich denken, daß Mancher den wahren Funken, den er in sich trägt, überbaut, indem er, der eignen Kraft misstrauend, den aus dem Innern leimenden Gedanken verworfen, ähnlich Alles, was er in den Werken großer Meister als effektvoll anerkannt, zu benutzen strebt, und so in Nachahmung der Form gebräth, die nie den Geist schafft, da nur der Geist sich die Form bildet. Das ewige Schreien der Theatardirektoren, die, nach dem auf den Brettern kürzenden Ausdruck, das Publikum gepackt haben wollen : „Nur Effekt! Effekt!“ und die Forderungen der sogenannten eben Kenner, denen der Pfeiffer nicht mehr gepfiffert genug ist, regen oft den Muster an, in einer Art verzagter Verzweiflung, wo möglich jene Meister noch im Effekt zu überbieten, und so entstehen die wunderlichen Compositionen, in denen ohne Motive — das heißt, ohne daß die Momente des Gedichts nur irgend den Anlaß dazu in sich tragen sollten — grelle Ausweichungen, mächtige Akkorde aller nur möglichen Blasinstrumente, auf einander folgen, wie bunte Farben, die nie zum Bilde werden. Der Componist erscheint wie ein Schlaftrunkener, den jeden Augenblick gewaltige Hammerschläge wecken, und der immer wieder in den Schlaf zurückfällt. Tondichter dieser Art sind höchstlich verwundert, wenn ihr Werk, trotz den Bemühungen, womit sie sich gequält, durchaus nicht den Effekt, wie sie sich ihn vorgestellt, machen will, und denken gewiß nicht daran, daß die Musik, wie sie ihr individueller Genius schuf, wie sie aus ihrem Innern stromte, und die ihnen zu einfach, zu leer schien, vielleicht unendlich mehr gewirkt haben würde. Ihre ängstliche Verzagtheit verblendet sie und raubt ihnen die wahre Erkenntniß jenes Meisterwerke, die sie sich zum Muster nahmen, und nun an den Mitteln, als demjenigen hängen blieben, worin der Effekt zu suchen sei. Aber, wie schon oben gesagt ist, es ist ja nur der Geist, der, die Mittel in freier Willkür beherrschend, in jenen Werken die unübersehbare Gewalt ausübt; nur das Tongedicht, das wahr und kräftig aus dem Innern hervorging, dringt wieder ein in das Innere des Zuhörers. Der Geist versteht nur die Sprache des Geistes.

Regeln zu geben, wie man den Effekt in der Musik hervorbringen solle, ist daher wohl unmöglich; aber leitende Linke können den, mit sich selbst unsens gewordenen Tondichter, der sich, wie von Irrlichtern geblendet, abwärts verirrte, wieder auf Weg und Steg zurückbringen.

Das Erste und Vorzüglichste in der Musik, welches mit wunderbarer Zauberkraft das menschliche Gemüth ergreift, ist die Melodie. — Nicht genug zu sagen ist es, daß ohne ausdrucksvolle, singbare Melodie jeder Schmuck der Instrumente u. s. w. nur ein glänzender Pus ist, der, keinen lebenden Körper zierend, wie in Shakespear's Sturm, an der Schnur hängt, und nach dem der dumme Pöbel läuft. Singbar ist, im höhern Sinn genommen, ein herrliches Prädikat, um die wahre Melodie zu bezeichnen. Diese soll Gesang seyn, frei und ungezwungen unmittelbar aus der Brust des Menschen stömen, der selbst das Instrument ist, welches in den wun-

derbarsten geheimnisvollsten Lauten der Natur erzeugt. Die Melodie, die auf diese Weise nicht singbar ist, kann nur eine Reihe einzelner Töne bleiben, die vergessen danach streben, Musik zu werden. Es ist unglaublich, wie in neuerer Zeit, vorzüglich auf die Karierung eines missverstandenen Meisters (Cherubini's), eben die Melodie vernachlässigt worden, und aus dem Regelwerk, immer originell und frappant zu seyn, das ähnlich unsingbare mehrerer Tongedichte entstanden ist. Wie kommt es denn, daß die einfachen Gesänge der alten Volkslieder nur vom Busch begleitet, das Gemüth so unmerklich röhren und erheben? Sie ist nicht lediglich in dem herrlichen, wahrhaft singenden Gesange? Ueberhaupt ist der Gesang ein wohl unbestrittenes einheimisches Eigenthum jenes in Musik erglühten Volks, und der Deutsche mag, ist er auch zur höhern, oder vielleicht zur hohen Anstück der Oper gelangt, doch auf jene ihm nur mögliche Weise sich mit jenen Geistern befrieden, damit sie es nicht verschmähen, wie mit geheimer, magischer Kraft einzugehen in sein Innern und die Melodie zu entzünden. Ein herrliches Beispiel dient in diesem Beispiele der hohe Meister der Kunst Mozart, in dessen Brust der italienische Gesang er glühte. Welcher Componist schrieb singbarer als er? Auch ohne den Glanz des Orchesters dringt jede seine Melodien tief ein in das Innere, und darin liegt ja schon die wunderbare Wirkung seiner Compositionen. —

Was nun die Modulationen betrifft, so sollen nur die Momente des Gedichts den Anlaß dazu geben; sie gehen aus den verschiedenen Anregungen des bewegten Gemüths hervor, und so wie diese — sanft, stark, gewaltig, allmählig emporkeimend, plötzlich ergreifend sind, wird auch der Componist, in dem die wunderbare Kunst der Harmonik als eine herrliche Gab' der Natur liegt, so daß das technische Studium nur das deutliche Bewußtseyn darüber verschafft, bald in verwordne, bald in entfernte Tonarten, bald allmählig übergehen, bald mit einem kühnen Ruck ausschweichen. Der alte Genius summt nicht darauf, zu frappiren durch erkundete Kunstlichkeit, die zur argen Unkunst wird; er schreibt es nur auf, wie sein innerer Geist die Momente der Handlung in Tönen aussprach, und megen dann die musikalischen Rechenmeister zu nützlicher Übung aus seinen Werken ihre Treppe ziehen. Zu weit würde es führen, hier über die tiefe Kunst der Harmonik zu sprechen, wie sie in unserem Innern begründet ist, und wie sich der nächste Eindringenden geheimnisvolle Geiste offenbaren, die kein Lehrbuch enthält. Nur um eine einzelne Erfahrung anzudeuten, sei es bemerk't, daß die großen Ausweichungen nur dann von tiefer Wirkung sind, wenn unerwartet ihrer Heterogenität, die Tonarten doch in geheimer, dem Geist des Musikers klar gewordener Beziehung stehen. Mag die anfangs erwähnte Stelle des Duett's im Don Juan auch hier zum Beispiel dienen. — Sieher gehören auch die, wegen des Missbrauchs oft bespotteten, enharmonischen Ausweichungen, die eben jene geheime Beziehung in sich tragen, und deren oft gewaltige Wirkung sich nicht bezweifeln läßt. Es ist, als ob ein geheimes, sympathetisches Band oft manche entfremdete Tonart verbände, und ob unter gewissen Umständen eine unbewegbare Idiosynkrasie selbst die nächstverwandten Tonarten trenne. Die gewöhnlichste, häufigste Modulation, nämlich aus der Tonika in die Dominante, und umgekehrt, erscheint zweitens unerwartet und fremdartig, oft dagegen widrig und unausprechlich. —

In der Instrumentierung liegt freilich ebenfalls ein großer Theil der erstaunlichen Wirkung verborgen, die oft die genialen Werke hoher Meister hervorbringen. Hier möchte es aber wohl kaum möglich sein, auch nur eine einzige Regel zu wagen: denn eben dieser Theil der

mystischen Kunst ist in mystisches Dunkel gehüllt. Verdes Instrument trägt, rücksichtlich der Verschiedenheit seiner Wirkung in einzelnen Fällen, hundert andere in sich, und es ist z. B. ein thörichter Wahns, daß nur ihr Zusammenwirken unbedingt das Starke, das Mächtige ausdrücken im Stande seyn sollte. Ein einzelner, von diesem oder jenem Instrumente ausgebasteter Ton bewirkt oft inneres Erbeben. Hiervon geben viele Stellen in Gluck'schen Opern auffallende Beispiele, und um jene Verschiedenheit der Wirkung, deren jedes Instrument ständig ist, recht einzuführen, denke man nur daran, mit welchem heterogenen Effekt Mozart dasselbe Instrument braucht — wie z. B. die Hoboe. — Hier sind nur Aneutungen möglich. — In dem Gemüth des Künstlers wird, um in dem Vergleich der Musik mit der Malerei zu bleiben, das Tongedicht wie ein vollendetes Gemälde erscheinen, und er im Anschauen jene richtige Perspektive, ohne welche keine Wahrheit möglich ist, von selbst finden. — Zu der Instrumentierung gehören auch die verschiedenen Figuren der begleitenden Instrumente; und wie oft erhebt eine solche richtig aus dem Innern aufgeschäfte Figur die Wahrheit des Ausdrucks bis zur höchsten Kraft! Wie tiefgründig ist nicht z. B. die in Klaviren fortschreitende Figur der zweiten Violin und der Viola in Mozarts Arie: *Non mi dir bel idolo mio, etc.* Auch rückwärtig der Figuren läßt sich nichts kläglich ersinnen, nichts hinzuimachen; die lebendigen Farben des Tongedichts heben das kleinste Detail glänzend hervor, und jeder fremde Schmuck würde nur entstellen statt zu zieren. Eben so ist es mit der Wahl der Zonart, mit dem Forte und Piano, das aus dem tiefen Charakter des Stücks hervorgehen, und nicht etwa der Wechselung wegen dastehen soll, und mit allen übrigen untergeordneten Ausdrucksmitteln, die sich dem Meister dörkten.

Den wieselhaften, nach Effekt ringenden, mischmuthigen Dondichter, wohnt nur der Genius in ihm, kann man unbedingt damit trösten, daß sein wahres, tiefes Eingehen in die Werke der Meister ihn bald mit dem Geiste dieser selbst in einen geheimnisvollen Rapport bringen, und daß dieser die ruhende Kraft entzünden, ja die Extase herbeiführen werde, in der er wie aus dumpfem Schlafe zum neuen Leben erwacht und die wunderbaren Laute seiner innern Musik vernimmt; dann gibt ihm sein Studium der Harmonik, seine technische Übung, die Kraft, jene Musik, die sonst vorüberrauschen würde, festzuhalten, und die Begeisterung, welche das Werk giebt, wird im wunderbaren Nachflange des Zusöhner mächtig ereziesen, so daß er der Seligkeit teilhaftig wird, die den Musiker in jenen Stunden der Weise umfangt. Dies ist aber der wahrhaftige Effekt des aus dem Innern hervorgegangenen Tongedichts. —

7.

Johannes Kreislers Lehrbrief.

Du, mein lieber Johannes! mir nun wirklich aus der Lebte laufen, und auf Deine eigene Weise in der weiten Welt herumhandhierst willst, so ist es billig, daß ich, als Dein Meister, Dir einen Lehrbrief in den Sack schicke, den Du sämtlichen musikalischen Bildern und Innungen als Passwort vorzeigen kannst. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umschweife thun, indem ich Dich aber im Spiegel anschau, fällt es mir recht wehmuthig ins Herz. Ich möchte Dir noch ein Mal Alles sagen, was wir zusammen gebacht und empfunden, wenn so in den Lehrjahren gewisse Momente eintraten.

Du weißt schon, was ich meine. Da wir beide aber daß eingen haben, daß, wenn der Eine spricht, der Andere daß Maul nicht halten kann, so ist es wohl besser, ich schreibe wenigstens Einiges davon auf, gleichsam als Ouverture, und Du kannst es denn manchmal lesen zu Deinem Nutzen und Frommen. — Ach, lieber Johannes! wer kennt Dich besser, als ich, wer hat so in Dein Innern, ja aus Deinem Innern selbst herausgeblüht, als ich? — Dafür glaube ich auch, daß Du mich vollkommen kennst, und daß eben aus diesem Grunde unser Verbündnis immer leidlich war, wiewohl wir die verschiedensten Meinungen über uns wechselten, da wir uns manchmal außerordentlich weise, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was wenigstens dämisch dünktet. Sieh, theurer Skolar! indem ich in vorstehenden Perioden das Wörtlein „*Uns'* gebraucht, komm es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Bescheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular gesprochen, ja als ob wir beide am Ende auch nur Einer wären. Reisen wir uns von dieser tollen Einbildung los! Also noch einmal, lieber Johannes! — wer kennt Dich besser, als ich, und wer vermag daher mit besterm Zug und Recht zu behaupten, daß Du jetzt diejenige Meisterschaft erlangt hast, welche nötig ist, um einschickliches gehöriges Lernen zu beginnen.

Was dazu hauptsächlich nothwendig scheint, ist Dir wirklich eigen worden. Du hast nämlich Dein Hörorgan so geschärft, daß Du bisweilen die Stimme des in Deinem Innern versteckten Poeten (um mit Schubert zu reden*) vernimmst, und wirklich nicht glaubst. Du seyst es nur, der gesprochen, sonst Niemand. — In einer lauen Juliusnacht saß ich einfam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die Du kennst, da trat der stille freundliche Jüngling, den wir Chrysostomus nennen, zu mir und erzählte aus seiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge. „Der kleine Garten meines Vaters,“ so sprach er, „stieß an einen Wald voll Ton und Gesang. Jahr aus Jahr ein nistete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an dessen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Moosen und röhrlichen Adern durchwachsener Stein lag. Es klang wohl recht fabelhaft, was mein Vater von diesem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter stattlicher Mann auf des Junkers Burg, seltsamlich gebüdet und gekleidet. Jedem kam der Fremde sehr wunderlich vor, man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblitzen, und dann doch nicht wieder das festgebaumte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit sehr lieb, wiewohl er oft gestand, daß ihm in seiner Gegenwart sonderbar zu Muthe würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernern unbekannten Ländern und sonderbaren Menschen und Thieren erzählte, die ihm auf seinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann seine Sprache in ein wunderbares Tönen verbalte, in dem er ohne Worte unbekannte, geheimnisvolle Dinge verständlich ausspreche. — Keiner konnte sich von dem Fremden losreißen, ja nicht oft genau seine Erzählungen hören, die auf unbegreifliche Weise dunkles geistloses Ahnen in lichter erkennbarer Form vor des Geistes Auge brachten. Sang nun der Fremde vollends zu seiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, so wurden Alle, die ihn hörten, wie von überirdischer Macht ergripen, und es hieß: das könne kein Mensch, das müsse ein Engel seyn, der die Töne aus dem himmlischen Concert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das schöne blutjunge Burgfräulein umstritte der Frem-

* Schubert's Symbol des Traumes.

de ganz mit geheimnisvollen unaufzähllichen Banden. Sie wurden, da er sie im Gesange und Lautenspiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft schlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein seiner schon harrte. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Gesang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden, aber so seltsam, so schauerlich klangen die Melodien, daß Niemand es wagte, näher hinzugehen, oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verschwunden, und vergebens suchte man das Fräulein im ganzen Schloß. Von solternder Angst, vor der Abnung des Entseßlichen ergriffen, schwang sich der Vater auf das Pferd und sprangte nach dem Walde, den Namen seines Kindes in trostlosem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde so oft mit dem Fräulein um Mitternacht saß und koste, sträubten sich die Mähnen des mutigen Pferdes, es schnaubte und prustete; wie festgezaubert von einem höllischen Geiste, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd schreue sich vor der wunderlichen Form des Steins, er stieg daher ab, um es vorüberzuführen, aber im Starkkampf des Entseßens stockten seine Pulse, und er stand regunglos, als er die hellen Blutsstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, schoben die Jägerleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite, und fanden darunter das arme Fräulein mit vielen Dolchstichen ermordet und verscharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zerrümmt. Seit der Zeit nistet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und singt um Mitternacht in Klagen, das Innerste durchdringenden Weisen; aus dem Blute entstanden aber die wunderlichen Moose und Kräuter, die jetzt auf dem Stein in seltsamlichen Farben prangen. — Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in dem Wald gehen, aber der Baum, und vorzüglich der Stein zogen mich unwiderruflich hin. So oft das Pfortchen in der Gartenmauer nicht verschlossen war, schlüpfte ich hinaus zu meinem lieben Stein, an dessen Moosen und Kräutern, die die seltsamsten Figuren bildeten, ich mich nicht satt sehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verschehen, und es war mir, als säße ich allerlei abentheuerliche Geschichten, wie sie die Mutter mir erzählte hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beschauend, wieder ganz unwillkürlich an das schöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich sang, sich auf einem Clavizembal begleitend, und welches mich immer so innig rührte, daß ich, die liebsten Kinder- spiele vergessend, mit hellen Thränen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Moose in den Sinn, so daß Beides mir bald nur eins schien, und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte. Zu der Zeit entwickelte sich meine Neigung zur Musik mit jedem Tage stärker, und mein Vater, selbst ein guter Musikus, ließ es sich recht angelegen seyn, mich sorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, sondern auch wohl einen Componisten aus mir zu bilden, weil ich so eifrig darüber her war, auf dem Clavier Melodien und Akorde zu suchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zusammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Trostlosigkeit nie mehr ein Klavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Tasten berührte, etwas Anderes, als ich wollte. Unbekannte Gesänge, die ich nie gehört, durchströmten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, sondern eben jene Gesänge, die mich wie Geisterstimmen untönten, wären in den

Mossen des Steins, wie in geheimen wunderbaren Zeichen, aufbewahrt, und wenn man sie recht mit voller Liebe anschau, müßten die Lieder des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer anmutigen Stimme hervorgehen. Wirklich geschah es auch, daß der Stein betrachtend, ich oft in ein hinrendeles Leid umgertet und dann den herrlichen Gesang des Fräuleins vernahm, der meine Brust mit wunderbarem wundervollem Schmerz erfüllte. Wer so wie ich sonst das nachsing oder auf dem Klavier nachspielen wollte, ging alles so deutlich Gehörte unter in ein dunkles verworrenes Ahnen. Im kindischen, abentheuerlichen Beginnen verschloß ich oft das Instrument und hörte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Gesänge heraushallen würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen müßten. Ich wurde ganz trostlos, und wenn ich nun vollends die Lieder und Übungstücke meines Vaters spielen sollte, die mir widrig und unausstehlich geworden, wollte ich vergessen vor Ungeduld. So kam es denn, daß ich alles technische Studium der Musik vernachlässigte, und mein Vater, an meiner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab. In späterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte meine Lust zur Musik auf andere Weise. Die technische Fertigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu werden. Ich gab mir viele Mühe, aber je mehr ich den Mechanischen Herr wurde, desto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodien sonst in meinem Gemüthe erklangen, wieder zu erlauschen. Der Musikdirektor des Lyceums, ein alter Mann und, wie man sagte, großer Contrapunktist, unterrichtete mich im Generalklazz und in der Composition. Der Lehrer sollte sogar Anleitung geben, wie man Melodien erfinden müsse, und ich tat mir recht was darauf zu Gute, wenn ich ein Thema ergrüßt hatte, das sich in alle contrapunktische Wendungen fügte. So glaubte ich ein ganzer Musiker zu seyn, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf zurückkehrte. Da stand noch in meiner Zelle das alte kleine Klavier, an dem ich so manche Nacht gespielt und Thränen des Unmuths vergossen. Auch den wundervollen Stein sah ich wieder, aber sehr klag geworden, lachte ich über meinen kindischen Wahnsinn, aus den Moosen Melodien heraussehen zu wollen. Doch konnte ich es mir selbst nicht abläugnen, daß der einsame geheimnisvolle Ort unter dem Baum mich mit wunderbaren Ahnungen umging. Ja! — im Grase liegend, an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauschte, es wie holde herrliche Geisterstimmen erklangen, aber die Melodien, welche sie sangen, hatten ja längst in meiner Brust geruhet, und wurden nun wach und lebendig! — Wie schaaf, wie abgeschmackt kam mir alles vor, was ich gesetzt hatte, es schien mir gar kein Musiz zu seyn, mein ganzes Streben, das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erschloß mir sein schimmerndes, herrliches Reich und ich wurde gestroßt. Ich sah den Stein — seine rothen Wurzeln gingen auf wi dunkle Nelken, deren Düfte sichtbarlich in hellen tönen Strahlen emporführten. In den langen anschwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten sich die Strahlen zur Gestalt eines wunderbaren Weibes, aber die Gestalt war wieder himmlische, herrliche Muß! —

Die Geschichte unseres Chrysostomus hat, wie Du, lieber Johannes! einfießt, in der That viel Belehrendes, weshalb sie in dem Lehrbrief den würdigen Platz findet. Wie trat doch so sichtbarlich aus einer fremden fabelhaften Zeit die hohe Macht in sein Leben, die ihn erwachte! — Unser Reich ist nicht von dieser

Wir, sagen die Musiker, denn wo finden wir in der Natur, so wie der Maler und der Plastiker, den Prototyp unserer Kunst? — Der Ton wohnt überall; die Töne, das heißt die Melodien, welche die höhere Sprache des Geisterreichs reden, ruhen nur in der Seele des Menschen. — Aber geht denn nicht, so wie der Geist des Tons, auch der Geist der Musik durch die ganze Natur? Der mechanisch aufzirkte, tönende Körper spricht ins Leben geweckt sein Daseyn aus, der vielmehr sein innerer Organismus tritt im Bezugswesen hervor. Wie, wenn eben so der Geist der Musik, angeregt von dem Geweihen, in geheimen, nur sien vernehmbaren Anklängen, sich melodisch und harmonisch ausprägt? Der Musiker, das heißt, der, in dessen Innerem die Musik sich zum deutlichen Klaren Bewußtsein entwickelt, ist überall von Melodie und Harmonie umflossen. Es ist kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Dichte, Strahlen, als Töne erscheinen, und er in ihrer Verschlungung ein wundervolles Concert erblickt. So wie, nach dem Ausdruck eines geistreichen Physikers, hören ein Schen von innen ist, so wird dem Musiker das Hören von innen, nämlich zum inneren Bewußtsein der Musik, die mit seinem Geiste gleichmäßig vibrirend aus Allem erdtont, was sein Auge erfaßt. So werden die plötzlichen Anregungen des Musikers, das Entstehen der Melodien im Innern, das bewußtlose oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Aufsuchen der geheimen Macht der Natur als Prinzip des Lebens oder alles Wirkens in demselben seyn. Die hörbaren Laute der Natur, das Sauseln des Windes, das Geräusch der Quellen u. a. m. sind dem Musiker erst einzelne ausgedultete Akkorde, dann Melodien mit harmonischer Begleitung. Mit der Erkenntniß steigt der innere Will, und mag der Musiker sich dann nicht zu der ihn umgebenden Natur verhalten, wie der Magnetismus zur Sonnambule, indem sein lebhaftes Wollen die Frage ist, welche die Natur nie unbeantwortet läßt? — Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, desto höher steht der Musiker als Komponist, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer besondern Kraft festzuhalten und festzusammnen in Zeichen und Schrift, ist die Kunst des Componirens. Diese Macht ist das Erzeugniß der musikalischen künstlichen Ausbildung, die auf das ungewöhnliche gelaufige Vorstellen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualistischen Sprache waltet folch' innige Verbindung zwischen Ton und Wort, daß ein Gedanke in uns sich ohne seine Hieroglyphe — den Buchstaben der Schrift erzeugt, die Musik bleibt allgemeine Sprache der Natur, in wunderbaren ge-

heimnisvollen Anklängen spricht sie zu uns, vergeblich ringen wir danach, diese in Zeichen festzubannen, und jenes künstliche Unreinen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung dessen, was wir erlauscht. — Mit diesen wenigen Sprüchen stelle ich Dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Tempels, damit Du fleißig forschen mögest, und Du wirst nun wohl recht lebhaft einsehen, worin ich Dich für fähig halte, wirklich einen musikalischen Kurzus zu beginnen. Zeige diesen Lehrbrief Denen vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wissen, mit Dir an jenen Pforten stehen, und erläutere ebenfalls Denen, die mit der Geschichte vom bösen Fremden und dem Burgfräulein nichts Rechtes anzufangen wissen, die Sache dahin, daß das wunderliche Abenteuer, das so in das Leben des Chrysostomus einwirkte, ein treffendes Bild sei des irdischen Untergangs durch böses Wollen einer feindlichen Macht, dämonischer Missbrauch der Musik, aber dann Auflösung zum Höheren, Verklärung in Ton und Gesang!

Und nun, Ihr guten Meister und Gefellen, die Ihr Euch an den Thoren der großen Werkstatt versammelt habt, nehmst den Johannes freundlich in Eure Mitte auf, und verargt es ihm nicht, daß, indem Ihr nur lauschen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leisen Schlägen zu pochen waget. Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn Ihr sauber und nett Eure Hieroglyphen schreibt, er einige Krackelfüße mit einmischt, im Schönschreiben will er ja eben noch von Euch profitieren. —

Gebab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es ist mir so, als würde ich Dich nicht wieder sehen! — Sege mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden solltest, nachdem Du um mich, so wie Hamlet um den seligen Horit, gehörig lamentirt hast, ein friedliches: Hic jacet, und ein:



Dieses Kreuz bient zugleich zum großen Anseigel meines Lehrbriefes, und so unterschreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler,
ci-devant Kapellmeister.

